Das

Bekenntniß am Grabe.

Von

A. Lafontaine.

Zweites Bändchen.

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1811.

Das
Bekenntniß
am Grabe.

Zweites Bändchen.

Der Minister.

Am andern Morgen — ach, es hätte ein schöner Tag seyn, die Natur hätte in ihrem besten Feierkleide vor unsern Augen stehen müssen; aber die Thäler vor uns waren mit dunkeln Nebeln gefüllt, auf dem Berge brannte ein rothes Meilerfeuer, dessen Flamme kaum aus dem Nebel hervor leuchtete. Wir thaten Jeder einen Blick durch das Fenster, und Jeder zog ihn betrübt wieder zurück. Meine Frau allein saß und grübelte über Hostmanns Gefangenschaft, die sie mit seinem Pflaster und mit seinen Ruinen in Zusammenhang brachte. Ich hatte mein Auge auf den Amtsrath dabei gerichtet.

„Und wer weiß,“ sagte ich — „wie weit Rache gehen kann! Wer weiß!“

Röschen erblaßte. „Was können sie ihm thun, ihm, der so edel, so wohlthätig ist, Vater?“

„Was frägt die Rache nach der Tugend? Sie schleppen ihn heimlich in ein Gefängniß, und lassen ihn da vermodern. Der Fürst, der Minister weiß nichts davon.“ Es war, als ob diese Worte meinen Adolph elektrisirten. „Der Minister,“ rief er — „ist ein edler Mann, gerecht wie ein Gott. Ich gehe zu ihm, ich werfe mich zu seinen Füßen, und fodre unsern Freund von ihm zurück.“

Er sagte das mit leuchtenden Augen, und faßte meine beiden Hände, als zum Abschiednehmen.

„Ich begleite Dich,“ rief Röschen, eben so begeistert. „Ich begleite Dich.“

„Um Gottes willen, Kinder,“ rief meine Frau — „ist es noch nicht des Elends genug? Wenn nun der Prediger Recht hätte, und sie erführen, wir wären seine vertrautesten Freunde?“

„Mögen sie!" rief Adolph. „Mögen sie!" rief Röschen — „ich gehe mit Dir. Nein, heimlich sollen sie ihn nicht verderben!"

Diese Idee wirkte so schnell, so heftig auf meine beiden Kinder, daß kein Halten war. Wir mußten einwilligen.

Sie zogen sich Beide so gut an, als möglich, und dahin gingen sie durch die nebelvollen Thäler, den Weg in die Residenz zu suchen. Sie war fünf Meilen von uns entfernt. Es waren höchstens drei Tage, die sie ausbleiben konnten.

Sie hatten am Abend die Hauptstadt erreicht, ach! mit schwerem Herzen. Denn unterwegs hatten sie Beide überlegt, wie schwer es seyn würde, Gehör beim Minister zu erhalten; wie oft Röschen erröthen würde, wenn der Minister sie anredete. „Ach Adolph, das Herz schlägt mir schon jetzt vor großer Angst! Ich ginge eben so gern in den Tod, glaube mir!"

Aber sie ermunterten sich einander; sie faßten wieder die Hoffnung mit Gewalt,

die sie tausendmal verließ. „Er ist unser Freund!“ rief Röschen — „Koste es, was es wolle, wir müssen ihn sprechen!“

Am andern Morgen reichten sie sich Beide die zitternden Hände, sahen sich stumm an, und ängstlich; aber — o großmüthige Freundschaft! — sie gehen doch nach dem Hause des Ministers. Der Pallast des Ministers scheint ihnen zu drohen, die Schildwache vor der Thür setzt sie in Schrecken. Wagen fahren an, fahren ab. Ach wie wollen die Armen sich Gehör verschaffen! Sie gehen dreimal vorüber, und dreimal zurück. „Ach, fast kann ich nicht, Adolph! fast kann ich nicht.“

„Ja,“ sagte Adolph — „ich wollte lieber in Fesseln sitzen, wie Hostmann, als hier hinein gehen.“

„In Fesseln? O guter Gott, Adolph, ich habe meinen Muth wieder. O komm! Wir müssen ihn sprechen! Wir müssen!“

Sie treten scheu in den Pallast, zögern unten an der breiten Treppe, die hinauf führt, betreten leise eine Stufe

nach der andern, drücken sich zärtlich die Hände, und wechseln furchtsame Blicke.

Nun sind sie oben. Ein Bedienter frägt: „Zu wem?“ Leise und zitternd antwortete Röschen: „Zu Ihre Exzellenz!“

„Wer sind Sie?“

„Die beiden Kinder des Oberförsters Schubart,“ antwortete Röschen zitternd.

„Haben Sie etwas Schriftliches?“

„O mein Gott,“ sagt Röschen, bebend — „muß das seyn?“

„Gerade muß es nicht seyn; aber gut wäre es!“ Er öffnet Ihnen eine Thür, sie treten in einen Saal, wo ein Haufen Menschen, Alle die harrenden Blicke auf zwei Flügelthüren gerichtet, steht.

Der Bediente schreibt ihre Namen auf, und geht durch die Flügelthüren.

Ein Mensch kommt heraus, ein anderer geht hinein. Ein Sekretair kommt, theilt schriftliche Antworten aus. Viele gehen, der Saal wird leer. An der Thür stehen Röschen und Adolph, mit

niedergeschlagenen, ängstlichen Blicken. Ihre Herzen pochen vor Schmerz und Erwartung. Da öffnen sich die Flügelthüren, und der Minister tritt hervor, in Begleitung seiner Sekretaire. Er übersieht den Saal. „Hat noch Einer nothwendig, mich zu sprechen?“ frägt er sanft. Da pochen die Herzen meiner Kinder stärker; aber der Fuß will sich nicht heben, die Zunge ist stumm. Erblassend und erröthend stehen sie da.

„Wer die?“ frägt der Minister, auf sie hinzeigend. Der Sekretair sieht auf den Zettel: „Zwei Kinder des Oberförsters Schubart, ohne schriftliches Gesuch.“

Da tritt Röschen einen Schritt, dann noch einen vor, dann liegt sie dem Minister zu Füßen, und schluchzt und kann nicht reden.

„Schubart? Schubart?“ frägt der Minister — „aus Lindenhofen?“

Adolph erzählt. „Stehen Sie auf, mein Kind,“ sagt der Minister — „ich habe noch ein Viertelstündchen Zeit.“ Er

faßt ihre Hand, und führt sie in sein Kabinet mit ihrem Bruder. „Nun, was giebts denn? fassen Sie Muth, liebes Kind! Reden Sie frei! ich bin dazu da, jeden anzuhören. Reden Sie frei!“ Der Minister verwandelt sich in ihren Augen in einen Engel.

Röschen redet, erzählt, daß einer unglücklichen Familie Herzen zerrissen wären, durch den Verlust ihres einzigen Freundes, durch die Ungewißheit über sein Schicksal. Sie nennt Hostmanns Namen. Sie sagt, daß er auf eine Ordre des Polizeidirektors aufgehoben ist. Sie erbietet sich, für seine Unschuld mit ihrem Leben zu stehen.

Der Minister hört gütig zu, nickt zuweilen freundlich, bei dem, was Röschen spricht, und sagt dann: „Ich möchte Ihnen gern willfahren, wenn er unschuldig ist. Woraus schließen Sie auf seine Unschuld?“ Röschen erzählt, wie unendlich gut er ist, wie treu, wie wohlthätig, redet mit einer Begeisterung, die den Minister ein wenig ansteckt.

Der Minister lächelt, und fängt an, dem Sekretair französisch einen Befehl zu geben. Adolph sagt: „Ihre Exzellenz, wir verstehen beide französisch.“ Er lächelt wieder. Er redet heimlich mit dem Sekretair. Der Sekretair verläßt das Zimmer.

„Ich glaube fast selbst, daß dieser Mann, von dem Sie reden, unschuldig ist; könnte ich nur begreifen, warum man ihn arretirt hätte. Was wissen Sie denn? was vermuthen Sie?“

Röschen sieht Adolphen an; aber dann hebt sie dreist an, und erzählt, daß er in einer alten Ruine gelebt habe. —

„Ei! ei! —“

„Er trägt ein Stück schwarzen Taffent im Gesichte.“

„Ei! ei! —“

„Aber es bedeckt kein Verbrechen, Ihre Exzellenz.“

„Was denn?“

„Einen Fehler seines Gesichts, wahrscheinlich.“

„Das wäre! Nun hören Sie: ich glaube fast, trotz seiner seltsamen Wohnung, trotz seines Taffentpflasters, es mag bedecken, was es will, er ist unschuldig. Aber soll ich mich seiner annehmen: so geschiehts auf eine Bedingung. Sie müssen heute Mittag bei mir essen, und so lange hier bleiben, bis Sie abreisen wollen."

Er schellte, ohne die Antwort zu erwarten. „Emmy soll kommen!" Da hüpfte ein junges Mädchen in die Thür. „Emmy," sagte der Minister — „ich habe da ein paar Gäste für Heute und Morgen. Sorge für Frühstück und Vergnügen. Ich komme bald zurück." Er ging und meine Kinder waren mit Emmy allein.

Das Mädchen sah Röschen lächelnd an; dann legte sie ihr Köpfchen an Röschens Busen, hüpfte um sie her, und führte sie auf ihr Zimmer, das an den schönsten Garten stieß. Röschen erfuhr nun von ihr, sie war des Ministers

Nichte, dachte dabei an den Amtsrath, und an den Plan seiner Familie.

Ein Frühstück wurde gebracht. „Was mache ich Ihnen nun für Vergnügen?“ fragte Emmy, mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit. Sie führte sie in den Garten, der weitläuftig und prächtig war, auf ein Karussel, in ein Vogelhäuschen, in ein verschlossenes Hölzchen, wo zahme Rehe und Hirsche waren, an eine Gondel auf einem Teiche, auf ihres Oheims Gemählde-Gallerie, in sein Naturalien-Kabinet, in die Bibliothek, in die Prachtzimmer, im ganzen Pallaste umher.

Meine Kinder erstaunten vor der Pracht alles dessen, was sie sahen; aber die Furcht verließ sie nicht ganz, obgleich Emmy mit liebender Freundlichkeit alles that, sie zu erheitern.

Nach einer Stunde kam der Minister zurück und zu Emmy auf das Zimmer. Er ließ sich nun von seinen Gästen das Schicksal ihrer Eltern erzählen. Röschen konnte nicht ausführlich genug seyn,

und der Minister wurde mit jeder Minute heiterer. Er brachte sogar, was meinen Kindern sehr auffiel, das Gespräch auf den Amtsrath, fragte nach ihm, da er in der Gegend bei Lindenhofen lebte. Meine Kinder verriethen nicht mit einer Sylbe, wie sehr sie glaubten, daß die Gefangenschaft ihres Freundes und der Amtsrath in einer genauen Verbindung stånden.

Der Minister examinirte Adolphen, dann Röschen. Sie mußten französisch mit ihm reden, dann englisch. Sie mußten singen, spielen. Er schien einen großen Antheil an ihnen zu nehmen, und es gelang ihm nach einer Stunde, die Blödigkeit Beider zu zerstreuen.

Er aß mit den Dreien und einer Predigerwittwe, der Aufseherin seiner Emmy, ganz allein. Da aber konnte Röschen ihre Unruhe nicht långer unterdrücken. Sie fragte nach dem Schicksale ihres Freundes.

„Sogleich!“ sagte der Minister, er ging hinaus. Nach einer Stunde kam

er wieder in den Saal, und Hostmann mit ihm.

Hostmann blieb erstarrend auf der Schwelle stehen, als er meine Kinder sah. Der Minister lächelte. Er schien sich an dem Schauspiel zu weiden. Röschen und Adolph flogen mit einem Freudengeschrei in seine Arme, mit allen offnen, lauten Zeichen der Liebe, der Sicherheit hier, und des Vertrauens gegen den Minister.

Hostmann war kälter, als sie geglaubt hatten. Er warf seine Blicke nur auf den Minister.

„Herr Hostmann," hob der Minister nun strenge an — „Sie sind frei, weil Sie unschuldig sind. Ihr Gefängniß sey Ihnen eine Lehre, daß man nicht ungestraft die breite, sichere Heerstraße der Menschensitten verlassen darf. Ich wünsche von Herzen, daß Sie das Schicksal für Ihre seltsamen Ideen nicht einmal härter bestraft, als der Zufall jetzt. Sie haben Freunde, Herr Hostmann, ja wahrlich Freunde, die ich Ihnen beneide.

Dieses junge Mädchen, dieser junge Mann da haben in den paar Stunden, da sie bei mir sind, mir ein Gemählde von Unschuld, Güte und Tugend gemacht, daß ich — ich diesen Augenblick, wo Sie Ihre Freunde wieder sehen, recht gern eben so theuer, und noch theurer bezahlen wollte. Ihre Befreiung wäre nicht so schnell geschehen, wenn mir das junge Mädchen dort nicht ihr Leben für Ihre Unschuld zum Bürgen eingesetzt hätte. Wer solche Bürgen hat, Herr Hostmann, mit dem nimmt man es so genau nicht. Die Beiden sind Ihre Befreier."

Hostmann antwortete mit einem ruhigen Schweigen und tiefen Bücklingen. Der Minister ging mit ihm hinaus. Nach einer Stunde kam Hostmann mit ihm zurück. Sie hatten alle Drei nicht länger Geduld, hier zu bleiben. Der Minister mußte ihnen erlauben, zu gehen. Emmy nahm einen zärtlichen Abschied von Röschen und sie gingen.

Vor der Stadt fragte nun Hostmann mit funkelndem Auge, wie sie dar-

auf gefallen wären, sich an den Minister zu wenden. Röschen erzählte. Sie verschwieg ihm die Todesangst nicht, die sie gehabt hätte, den Pallast des Ministers zu betreten. Hostmann faßte ihre Hand, und sagte mit Entzücken: „O Freude, o heilige Freude der Freundschaft!“

Sie gingen bis in den späten Abend. Unterwegs erzählte Röschen alles, was der Minister gefragt, was sie geantwortet hatten, und Hostmann wurde immer heiterer. Sie blieben die Nacht in einem Bauerhause, wo die Familie Hostmannen als einen Gott aufnahm. Am andern Morgen gegen Mittag traten sie in das Zimmer, wo wir andern Drei, voll Schmerz, voll Sorge, voll einer neuen Unruhe um unsere Kinder, saßen.

Wir auch empfingen ihn als einen Gott.

Unsere erste Frage war, wie er seine Freiheit wieder erhalten hätte. Mit einem Vergnügen sonder Gleichen hörten wir, daß Röschen und Adolph mit ihrem

Be-

Besuche bei dem Minister ihn befreiet hatten. Wir gestanden ihm mit einer süßen Schamröthe, daß wir gegen diese Reise unserer Kinder gewesen waren. Wir konnten nicht begreifen, was den Minister so freundlich gegen unsere Kinder gemacht hatte. Hundertmal mußte Röschen jedes freundliche Wort wiederholen, was der Minister ihr gesagt hatte.

Meine Frau hatte tausend angelegentliche Fragen zu thun. „Was sagte denn der Minister zu Deines Vaters Absetzung? Du sagtest doch, wie unschuldig er gewesen? O warum, Röschen, warum fiel Dir nicht ein, den Minister zu ersuchen, Deinen Vater schadlos zu halten? Warum sagtest Du nicht, daß wir als ein Opfer der Rache des Amtsraths unglücklich geworden wären?“

Meine Frau fing schon wieder an, auf den Schutz des Ministers zu rechnen; und wäre uns noch etwas von Kostbarkeit übrig geblieben, sie hätte es angewendet, das Zimmer doch ein klein wenig aufzuputzen. „Denn“ — das gestand sie mir heimlich —

„es könnte doch seyn, wenn der Minister nach seinen Gütern fährt, sein Weg führt ihn hier durch, daß er sich unserer Kinder erinnert, und hier einen Augenblick eintritt. Geschähe das, lieber Herrmann, ich sagte ihm mit freien Muthe, wie das Schicksal uns unverdienter Weise nieder getreten hat."

Sie ging bei dieser Vorstellung mit einem stolzen Gange auf und nieder in dem zehn Fuß breiten Zimmer. „Unsere Kinder haben bei ihm am Tische gesessen! Warum sollte nicht ein neuer Besuch — —"

Ach, ich freute mich, daß meine Frau in das dunkle Gewebe unseres Geschicks mit so vieler Freude einen glänzenden hellen Faden spann! Ob ich gleich nicht daran glaubte: so konnte ich ihr doch die neue Hoffnung nicht rauben. „Wer weiß," sagte ich — „was er thäte, wenn es die Gelegenheit gäbe!"

Sie schlug bei Röschen auf den Busch, aber die schlug es bestimmt ab, ob sie gleich mit einem Enthusiasmus ohne

Gleichen von den Tugenden des Ministers sprach, von seiner Freundlichkeit, von seiner Würde, von seiner Güte.

Unser Freund, der Minister, — so nannte ihn meine Frau seitdem, — half uns zu nichts. Wir bearbeiteten unsern Garten, jedes Zoll große Fleckchen, mit einem denkenden Fleiße. Wir drei Männer waren hinreichend dazu. Die drei Weiber saßen im Zimmer und stickten an Tüchern, die sie sich vergebens wünschten. Hostmann lächelte, so oft meine Frau sagte: „Unser Freund, der Minister!“ Aber er hatte nicht das Herz, des freundlichen Stolzes meiner Frau zu spotten.

Der arme Roger.

Es war, als wollte das Schicksal uns nicht eine Hoffnung lassen. Meine Frau hatte nach einigen Tagen eben ein paar Mal gesagt: „Unser Freund, der Minister!“ da trat Roger in die Thür; aber mit dem finstersten Gesicht von der Welt.

„Was ist Dir, guter Roger?“ fragte ich, nachdem wir ihn willkommen geheißen hatten. „Es thut mir weh,“ sagte er — „daß ich die Nachricht bringen soll; aber ich konnte nicht anders. Doch zur Last will ich hier Niemandem fallen,“ setzte er hinzu, als er sich in dem Zimmer umgesehen hatte — „und sollte ich bis ans Ende der Erde gehen.“

„Was giebts denn?“

„Ich habe meine Stelle niedergelegt. Ich mußte! Mußte ich nicht, Vater? Der Berghauptmann nannte mich öffentlich einen Elenden, vor dem ganzen Gewerke, in der Schicht. Mir das, Vater! mir das! und hätte er dem Fürsten im Schooße gesessen, noch höher, so hoch Ihr wollt! und hätte ich mir Raum machen müssen, durch Giftschwaden, und Granitgebürge! und hätte ich ihn suchen müssen,“ fuhr er immer heftiger fort — „im Mittelpunkt der Tiefe, oder im Meeresabgrund: ich hätte mir Raum zu ihm gemacht.“

„Laß die prächtigen Figuren, Roger,“ sagte Hostmann — „und komm zur Sache!“ Mir gefiel der Zorn des Jünglings.

„Ich ging recht höflich den andern Morgen zu ihm, und bat ihn mit recht höflichen Redensarten, mir eine öffentliche Ehrenerklärung zu thun. Da wurde er giftig, wie Arsenikrauch. Kurz, er wollte nicht. Ich sagte ihm denn, daß ich das wollte, und mein Leben und alles daran setzte, auf eine oder andere Weise Genugthuung zu erhalten.“

„Genugthuung von Ihrem Vorgesetzten?“ rief er, sich aufblasend.

„Vom Teufel selbst,“ rief ich, recht höflich — „hat der Teufel den Muth, mich einen Elenden zu schelten: so habe ich den Muth, ihn bei den Hörnern zu nehmen.“

„Mein Mann wurde nun hitzig, was ich gern sah; dann trotzig, dann drohete er, und lief wie der Wind um die ganze Rose. Es war nichts mit ihm anzufangen. Ich schrieb an den Minister —“

„Recht, Roger! das war der rechte Weg," fiel meine Frau ein. „Erzähle weiter!"

„Da schrieben sie hin und her, und her und hin, und machten ein Rieß Papier schwarz, wie er meine Ehre. Ich sah's eine Zeit lang an; alle Andere hatten es vergessen. Da schrieb ich an den Minister kurz ab, recht höflich; ich sähe, daß ein ehrlicher Mann von der Gerechtigkeit nicht viel hoffen könne; ich müßte aber eine Ehrenerklärung haben, oder ich müßte mein Amt niederlegen, und dann hätte ich es nicht mehr mit einem Berghauptmann, sondern mit dem Manne als Mann zu thun."

„Was antwortete —"

„Er sendete mir den Abschied, den ich verlangt hätte, mit einigen Injurien dazu."

„Das ist schon von lange her, Roger; denn jetzt würde es anders klingen."

„Von Vorgestern! Ich packte auf, und mein Berghauptmann war auf seine Güter gegangen. Er will mir Zeit lassen,

kalt zu werden. Ich bin, denk ich, kalt genug," sagte er ruhig, beide Fäuste geballt empor haltend.

„Von Vorgestern?" fragte meine Frau. Er gab ihr die Sentenz, und sie sagte nicht wieder: „Unser Freund, der Minister!"

Nun hob der hitzige Mensch wieder an; wir ließen ihn toben, und saßen still um ihn her. Das Gewicht unseres Unglücks fiel lastend auf uns.

„Aber," rief Adolph, heftig — „was bist Du für ein feuerspeiender Berg, Roger? Aus Deinen Lippen fallen ja Sündfluthen, Eisgänge, Blitze, Pesten, Heuschrecken, und alle Plagen der Natur wie Schneeflocken, genug um tausend Welten zu zerstören und nicht einen Berghauptmann! Was bist Du für ein hitziger Narr, Roger, daß Du nicht siehst, wie Deiner Mutter unter den geschwätzigen Schlägen Deiner Zunge das Herz bricht?"

Da erst sah er uns Alle der Reihe nach an, und nun fiel er seiner Mutter zu Füßen, küßte ihre Hände, und rief dazwischen: „Es kann mich ärgern, daß so

ein Kerl, der davon läuft, und sich auf seinen Gütern verkriecht, das Herz haben kann, einen ehrlichen Menschen einen Elenden zu nennen!" Und dann spie er wieder wie ein feuerspeiender Berg.

„Roger," rief Adolph wieder — „hast Du das Gebet der Stoiker verlernt: Ihr Götter, lehrt mich das Unrecht tragen!"

„Zum Teufel," rief Roger, hitzig — „Adolph, das ist eben, als wenn das unterirrdische Wasser zu Tage schießt und Gang und alles füllt, und man wollte mit Fingerhüten das Wasser ausschöpfen, wenn Du mir so kommst! Unrecht tragen? Unrecht tragen? mag es, wer will! Ich will nicht tragen. Stoiker, verzagte Hasen, wenn sie darum gebetet haben, die wie Narren geduldig zusehen, wenn der Teufel die Erde verwüstet. Ich will den Teufel bei den Hörnern nehmen und wären sie glühend wie geschmolzen Eisen!"

„Und hat Roger nicht Recht?" fragte Hostmann.

„Recht, seht Ihr, Recht habe ich, so sagt Hostmann. Der kennt mich, der weiß, daß ich nicht hitzig bin, daß ich nicht aus einander springe wie ein Ofen voll geschmolzen Eisen, wenn man kalt Wasser zuschüttet.“

„Hitzig bist Du nicht, wenn Du nur die Leute zum Worte kommen ließest.“

„Nein, lieber Hostmann, nein! denn Ihr Alle beredetet mich lieber, mich von einem Reichen aus Furcht in eine hohle Nuß jagen zu lassen. Was Stoiker! was Gebet! Ich habe geschworen, ich will von nun an auf des Kerls Fersen seyn wie sein Schatten, und will er mir nicht stehen: so soll er kein Glas Wein trinken, ohne zu denken, ich schneide ihm die Gurgel dabei ab.“

„Bewahre Gott!“ riefen wir Alle auf einmal — „Roger, Du bist ja ein Unmensch!“

„Was willst Du denn eigentlich von dem Manne? Deine Ehre retten, oder Rache?“ fragte Hostmann.

„Meine Ehre, nur meine Ehre! Beim Himmel! Ich liebe die christliche Geduld, wie ein Mensch sie lieben kann. Ich will, wie der einhändige Kerl in Rom, wie heißt er doch? — meine Hand auf glühenden Kohlen braten, wie einen Krammetsvogel. Aber meine Ehre — gebe ich die um einen Preiß hin; so verleugne ich Euch Alle und Gott dazu!“

„Nun Deine Ehre ist gerettet, wie Du selbst sagst. Du hast Dein Amt niedergelegt. Das mußte ein rechtlicher Mann thun.“

„Auch das nicht, lieber Nachbar,“ rief meine Frau.

„Das mußte ein Mann von Ehre,“ wiederholte Hostmann noch einmal. „Das mußte er wohl!“ sagten wir Einer nach dem Andern. Meine Frau überstimmt, schwieg.

„Nun willst Du noch Rache, Roger?“ fuhr Hostmann fort — „wenn ich Dich recht verstanden habe.“

„Rache? Rache?“ sagte Roger langsam. Er sah Hostmann mit tief

gefalteter Stirn an, ging dann hinaus, schlug die Thür, daß die Fenster bebten. Nach zehn Minuten kam er wieder ins Zimmer, und sagte Hostmanen, umarmend: „Laß den Kerl zum Henker laufen! die verdammte Hitze! Aber so ein Mensch, der nichts ist als eine reiche Ader, und hart wie eine Goldader. Hostmann, beim Henker! Gott vergebe es einem, daß man nur Lust haben kann, ihn mit dem Fäustel anzugreifen, um das Gute heraus zu hauen!"

„Das Gute? welches Gute denn, lieber Roger? Laß ihn! Er hat gesehen, daß Du ein Mann bist, der —"

„Und lacht ins Fäustchen; denn ich habe mich auch durch die Niederlegung meines Amtes um eine Braut gebracht, die ich —" hier wendete er sich von uns Allen ab, und legte beide Hände vor die Augen.

Wir umarmten ihn jetzt Alle mit heftiger Liebe.

„Um desto mehr hat er gesehen, daß Du ein Mann bist."

„Eine Braut, Roger?“ rief Lenchen. „Recht lieb hast Du sie wohl nicht gehabt?“

Wir dachten, er würde wieder hitzig werden; aber er schüttelte sanft den Kopf, sah Lenchen mit Augen an, aus denen die hellen Thränen perlten, und ging wieder eine Viertelstunde hinaus.

„Ist es doch, lieber Hostmann, als wären wir Alle zum Unglück bestimmt,“ sagte ich, in der That von Herzen betrübt.

Adolph hatte sich ans Fenster gekehrt, um uns seine weiche Empfindung zu verbergen. Röschen schlich sich leise hinaus, ihren Bruder zu trösten! Lenchen schüttelte noch immer das Köpfchen, und verglich eine Braut und die Ehre des Mannes.

Hostmann streckte, schnell ergriffen von einer besondern Empfindung, die Arme empor, und rief: „O Herr des Lebens, ja! es giebt tugendhafte Herzen auf der Erde!“ Es erschütterte uns Alle. Lenchen faßte seine Hände, und sagte: „Ich

habe Rogern betrübt. Helfen Sie mir, daß er mir verzeiht!"

Ein Jeder blieb, wo er stand und saß, seinen eigenen Gedanken nachhängend, in einer Stille, die nur durch meiner Frauen sanftes Schluchzen gestört wurde. „Ach, Kinder," rief sie — „die Tugend ist wohl gut, aber warum muß sie uns immer unglücklich machen!"

„Bist Du denn jetzt unglücklich, Rieckchen?" fragte ich — „Fühlst Du das Glück nicht, Mutter dieser Familie zu seyn?"

„Ach, ja wohl, fühl ichs. Aber soll ich nicht weinen, wenn mein Sohn liebt, und Ihr wißt ja, wie der lieben muß, soll ich nicht weinen, wenn er so unglücklich ist?"

„Weine, weine, gute Frau, und in jeder Thräne liegt dennoch eine Freude der Mutter."

Der arme Roger.

„Wir müssen erst hören, wie alles gekommen ist,“ sagte Hostmann, und wir setzten uns mit Rogern am Abend um den Tisch, Roger zwischen Röschen und seine Mutter. Wir baten ihn, uns zu erzählen, welches Mädchen er liebte.

Er erzählte auf seine Weise, bald hinten, bald vorne, bald hatte er die Augen voll rührender Thränen, bald blitzten seine Augen voll Zorn. Die Mitternacht traf uns immer noch um den Tisch her.

Hier ist meines armen Rogers Geschichte voll Glück und voll Schmerz.

Als Roger auf die Lorenzhütte kam — er hatte, er wußte noch nicht recht wie, bedeutende Empfehlungen — da verlangte er selbst von unten auf zu dienen. Das nahm die Bergbedienten Wunder bei solchen Empfehlungen, noch mehr wunderten sie sich, da sie sahen, daß mein Roger im Stande war, das ganze Bergwerk aufzunehmen, daß er recht gut

in der Mineralogie unterrichtet war, und mancherlei schöne theoretische und praktische Hülfskenntnisse hatte.

Der Einzige, der sich nicht wunderte, war der Bergrendant Klinger; er behauptete, es wäre so in der Ordnung, und der junge Mensch würde, wenn anders nicht Recht Unrecht wäre, es einmal weit bringen ohne Empfehlung.

Aber es ging seltsam, so bald Klinger Rogern ein paar Mal gesehen hatte: so erklärte er, er könnte den Burschen nicht leiden. Dagegen konnten alle andere Offizianten so wohl als die gemeinen Bergleute und ihre Familien Niemanden lieber leiden als Rogern.

Roger war auch ein Allerweltsbursche. Er spielte in sechs Wochen die Bergmannszitter besser als der älteste Bergmann; und war auf der Hütte in irgend einem Hause, von dem Berghauptmann bis auf den Puchjungen, ein häusliches Fest: so war gewiß mein Roger mit seiner Zitter da, und mit ein paar Versen

dazu, die er gemacht hatte, und sang und spielte.

Seine Groschen theilte er mit jedem armen Teufel, und wie er seine Gulden in der Tasche trug, auch die. Er kannte alle Kinder bei Namen, ließ keins vorüber gehen, ohne es zu herzen, und keinen Bergmann, ohne ihm mit froher Miene sein Glück auf! und seine Hand zu bieten.

In den bessern Häusern lehrte er die Kinder frohe Spiele, ließ sie zeichnen, und hielt Abends einen kleinen Umgang bei seinen Schülern, um zu sehen, was sie gemacht hatten. Das hatte er von Hostmannen gelernt. An Feier-, Fest- und Schichttagen lief er mit den Kindern seines Alters und unter seinem Alter im Gebürge umher, Mineralien, Stufen, Holzarten, Schmetterlinge zu sammeln, Vögel zu schießen und auszustopfen.

Seine Begeisterung begeisterte die Andern, und die Eltern sahen auf einmal ihre Kinder mit recht nützlichen Dingen beschäftigt. Kurz, er war noch nicht ein Jahr auf der Hütte gewesen, als alle

Men-

Menschen seine Freunde waren, ausgenommen Klinger.

Klinger hatte sich ebenfalls mit einem guten Kopfe, mit einem braven, redlichen Herzen, mit einem festen Charakter von unten auf empor geschwungen. Er kannte alle Fächer des Bergbaues, denn er hatte sie alle getrieben. Seine strenge, fleckenlose Uneigennützigkeit hatte ihm endlich seinen reichen Posten verschafft, aber man fragte ihn noch täglich nach tausend andern Dingen um Rath, und man befand sich wohl dabei.

Klinger verachtete alle gelehrte Kenntnisse als bloße Prahlereien und Schellengeklingel. Der Berghauptmann hatte über den Bergbau ein schönes Buch geschrieben, was ihn neben dem Einfluß seiner großen, reichen Familie an die Spitze des Bergbaues gebracht hatte, und als er nun kam, nach seiner Theorie den ganzen Bergbau reformiren wollte, es sich an allen Seiten häkelte, und man nach und nach wieder zum alten Schlendrian zurückkehren mußte: da rief Klinger: „Seht

Ihr! so gehts immer! Zum Teufel, den Fäustel in die Hand, hinein in die Tiefe, und empor gearbeitet Gold und den Berghauptmann dazu! Was Bücher und Feder! Narrenpossen!"

Gutes Blut machte das nicht zwischen dem ehrlichen, vorlauten, rechthaberischen, vollblütigen Rendanten, und dem feinen, blassen, immer lächelnden, hochmüthigen Berghauptmann; aber das merkte Niemand, als der Berghauptmann allein.

Roger ging in dem Hause des Berghauptmanns, dessen Sohn in Rogers Alter war, aus und ein. Er las des Berghauptmanns Buch mit Vergnügen, mit Nutzen sogar. Es war ein gutes Buch. Er sagte das dem Berghauptmann mit seinem gewöhnlichen warmen Eifer. Roger ging auch zum Rendanten, und der Rendant rief: „Was Zeichnen? was Schreiben? was System? Weg damit, Freund Schubart! Die Augen aufgethan! Die Natur kennt kein System!"

„Schon gut," antwortete Roger — „aber Eins hilft dem Andern. Die Pra-

xis ist die Faust, und die Theorie der Kopf! Eins mit dem Andern!" Der Streit wurde fortgesetzt. Der Rendant mußte sich die Halsbinde locker machen, so ärgerte er sich, daß Roger nicht nachgeben wollte. Er sprach von Narren, welche die Nase in Bücher stecken, statt in die Natur. Und setzte dabei hinzu: „Ich meine Sie nicht damit, Freund Schubart!" Er drückte, wenn Roger gehen wollte, ihn allemal mit voller, kräftiger Liebe an seine Brust, und sagte seiner Frau und seiner Tochter Laurentia — das ganze Gewerk hatte bei seiner Tochter Gevatter gestanden, und er hatte ihr den Namen der Hütte gegeben: — „Das ist ein Allerwelts-, aber ein seelenguter Junge, der Schubart! Aber ich bringe ihn herum, es wäre Schade um den braven Jungen — ich bringe ihn herum, sollt Ihr sehen. Ich bin ohne ein Buch Rendant geworden, und mit Ehren! Wozu nun Bücher? frage ich, Frau, wozu Bücher? Wozu Bücher, Laura?"

Er mußte sich die Binde noch lockerer machen, so hatte er sich über den Allerwelts-seelenguten Jungen geärgert.

Aber er brachte Rogern nicht herum; so ließ er endlich das Wort: seelengut, bei seinem Namen weg, dann das Wort: Freund, bei dem Namen Schubart, und endlich erklärte er gerade zu: an dem Burschen sey auch nicht ein gutes Haar.

Aber Lorenzchen, wie die Bergleute sie nannten, oder Laura (den Namen hatte die Mutter in den Gang gebracht) Laura konnte ihrem hitzigen Vater, der die Leute von der Feder so gering achtete, und Niemanden anerkennen wollte als Leute vom Leder, gar nicht beistimmen; denn war der Laurentiustag oder gar Laura's Geburtstag: so kam der Allerweltsjunge, Roger, mit der Zitter, und sang ein paar allerliebste Lieder, die Laura sich ausbat, und die sie ohne Feder — da war's ja deutlich, daß der Vater unrecht hatte — nicht hätte erhalten können.

Am Geburtstage der Hütte, der allemal mit Laurens Namenstage zusammen fiel, war Feiertag; der Prediger aus dem Dorfe, wozu die Hütte gehörte, predigte allemal über den heiligen Laurentius und seinen Rost, daß der armen Laura, die in ihrem schönsten Putze mit im Kreise saß, Hören und Sehen verging.

Am Abend aber kam der liebliche Zitterspieler, wenn die Gasterei und der Ball vorüber war, wo Roger sich an dem Anblick der lieblichen, raschen, freundlichen Tänzerin die Brust ganz voll Feuer gesogen hatte, vor ihr Kammerfenster, — denn bei allen andern Mädchen konnte er früher kommen, aber an diesem Tage, wo Hüttenfest und Laurens Fest zusammen fielen, nicht — und Laura stand, wenn sie den ersten Ton der schwirrenden Zitter hörte, stand hinter der Gardine, vor dem offnen Fenster — sie konnte es ja — es war im heißesten Monate des Jahrs — und horchte die schönen Worte von den Lippen des Dichters, der sie nicht mit dem

heiligen Laurentius verglich, sondern mit Laura, Petrarchas Liebesheiligen.

Sie kannte zwar die Laura nicht, aber sie hatte — sie wunderte sich selbst darüber — doch so ziemlich alles errathen, ohne ein Buch zu Rathe ziehen zu können. Denn in ihrem Hause war kein Buch, als die von Gottes und Ehren wegen.

Wenn er fort war, so sagte Laura, so gut wie ihr Vater: „Es ist ein Allerweltsjunge," und ließ das: seelengut, weg, so gut wie ihr Vater, aber dafür schlug ihr das Herz auch so stark unter der kleinen Hand, die sie darauf legte, damit Niemand es merken sollte, ob wohl sie allein war, und gar nicht vor Unwillen.

Sie wußte gewiß, sie hatte an ihrem Namenstage schöne Träume. „Ja, ja," sagte sie — „ich möchte wohl wissen, woher das käme?"

Nun hatten aber noch Andere auf der Hütte recht hübsche Töchter, die eben so gut Geburts- und Namenstage hatten als Laura, und die Mädchen mochten den jungen Menschen mit seiner Zitter, und

seinen Gedichten, die er selbst machte, — das merkten sie zuletzt, — recht wohl leiden, und die Väter und Mütter dazu.

„Warum mußte sich nun Roger gerade in Lauren verlieben?“ sagte meine Frau — „deren Vater ihn haßte, den armen Schelm, wenn wir nicht zum Unglück bestimmt wären?“

Niemand konnte ihr darauf antworten. Lenchen allein sagte: „Das lag am Namenstage, Mutter! gewiß am Namenstage.“ Wir lächelten Alle und gaben ihr Recht. Zu den andern Mädchen ging er um Sieben ins Haus, ins Zimmer, wo alle Welt war. Zu Laura ging er um Zwölfe zur Nacht, allein, im Dunkeln; noch den Tanz, noch das liebliche, geputzte Mädchen vor der Phantasie, noch alle Eindrücke der Schönheit, noch jedes Lächeln, noch jeden Händedruck, mit dem sie schon voraus sein Lied bezahlte, im pochenden Herzen. Nein, es konnte nicht anders seyn, er konnte von allen Mädchen nur Laura lieben, nur Laura ihn.

Hätte sie den schönsten, den romantischsten Namen gehabt, Allwine u. s. w. er hätte vielleicht sie nicht geliebt; sie hatte einen häßlich klingenden: Lorenza, und er liebte sie.

Kurz, Laura konnte nicht anders, sie mußte ihrem Vater abfallen, aber merken durfte sie sich das ums Himmels willen nicht lassen; denn ihr Vater disputirte auch mit Frau und Kindern. Und noch mehr: der Bergarzt hatte der Frau Rendantin gesagt, man müßte ja den Rendanten vor Aerger hüten, weil die Folge leicht ein Schlagfluß seyn könnte.

Man fing also an, den jungen Menschen so kalt in des Rendanten Hause zu behandeln, bis er ganz wegbleiben mußte, und wenn er nun ganz wegblieb, da hob der Vater wieder an, ihn zu loben, weil Roger jedesmal bei allen Schlägereien und Zänkereien sich auf die Seite des Unschuldigen, und war der nicht auszumitteln, auf die Seite des Aermsten schlug, weil er einem alten Bergmann die Hand bot, und wenn zehnmal der Berghaupt-

mann an seiner Seite ging, der solche standeswidrige Vertraulichkeiten haßte, obwohl nur schweigend, wie er alles that, wogegen der Rendant und Roger alles redend trieben.

„Er ist ein herzensguter Junge, der Schubart! es ist doch Schade, sage ich, daß sich so schlecht mit ihm umgehen läßt."

Das fanden nun Frau und Tochter nicht, aber der Rendant, so oft er wieder mit Rogern zusammen kam, wollte ihn bekehren. Roger, der arme Roger, besonders war der Lorenztag nahe, that alles mögliche, bekehrt zu scheinen. Aber der Rendant war nie mit einem halben Triumphe zufrieden, und dann mußte er sich ein paar Mal seine Halsbinde locker machen.

Man denke ums Himmels willen unter dem Rendanten keinen Tollkopf, der den armen Roger haßte, verfolgte, oder den Hausherrn machte. Er ließ sich sogar von der Frau, von Lauren regieren, aber nur ohne Zaum und Sattel,

durch Locken und Schmeicheln. Er hatte also nichts dagegen, wenn Laura auf dem Lorenzfeste mit Rogern tanzte; und wenn um Mitternacht sich einige Zittertöne oder Worte in sein Ohr verloren: so sagte er: „Ein freundliches Herz! Sieh, da bringt er Lauren seine Musik!“

Laura hätte für ihr Leben gern Rogern gesagt, er möchte doch ihrem Vater nachgeben; aber so hätte sie ihm auch sagen müssen, daß sie ihn gern kommen sähe, und Laura war viel zu mädchenhaft, um so etwas nur recht deutlich zu denken. Sie mußte also den wilden Männern ihren Sinn lassen, den sie ihrem Vater wohl nicht so verdachte, als Rogern, der jede Gelegenheit aufsuchte, sie zu sehen.

Laura war ein gescheutes, liebes Mädchen, mit einem starken Herzen, voll Muth, Fleiß und Sanftmuth. Obgleich ihr Vater behauptete, ein Mädchen könne ohne Buch eine brave Frau werden, ja ohne Buch den gescheutesten Liebeshandel treiben, so heimlich als eine: so ging es

doch nicht ohne Buch ab. Denn wenn der Rendant Zahltag hatte und Rechentag: so mußte doch Laura mit den andern Mädchen im Gleise bleiben. Sie las also wenig, aber das Wenige oft, und sie hatte den Vortheil, daß manche Sentenz aus einem Romane sitzen blieb, die bei andern Mädchen wie durch ein Sieb fiel.

Ihre Mutter war eine recht helle Frau, die mit Lauren die Zukunft recht oft berechnete, und recht offenherzig die jungen Männer auf der Hütte die Musterung passiren ließ. Nannte die Mutter den Namen Schubart: so machte die Mutter eine lange Pause, und Laure holte einen tiefen Seufzer. Die Mutter hatte mehr gemerkt, als bloß die Zittertöne und den Gesang am Lorenztage. „Ein treuer, braver Mensch, Laura, das ist wahr!“

„Und welch eine schöne, edle, große Gestalt, Mutter! Man sieht den großen Charakter in Allem.“

„Und ist nicht hinter den Mädchen her, wie Andere, spielt nicht, trinkt nicht, geht nicht müßig!“

„Und redet so schön! Und sieht einem so hell ins Auge! Und singt zum Entzücken, und tanzt, Mutter! Und ist die Treue selbst.“

„Freilich, Laura; aber denk' nur, der Vater ärgerte sich im ersten Jahre todt, wenn der sein Schwiegersohn würde. Das geht nun einmal nicht. Denn er disputirt noch ärger als der Vater.“

Das konnte Laura nicht ableugnen, und so nahm sie den Rath der Mutter an, zu thun, als achtete sie gar nicht auf ihn.

Aber das war recht schwer, recht schwer. Denn abgesehen vom Lorenztage, der Lauren allemal ein paar Monate zu schaffen machte, traf sie ihn, ging sie nach der Schicht spazieren, allemal richtig auf ihrem Wege. Freilich that sie kalt genug; aber — aber, sie fühlte doch ihr Herz so schlagen, und bei des Hüttenvogts Sohn schlug es gar nicht. Das war ihr bedenklich.

Und es war ihr, als könnte sie Rogern ansehen, ihm schlüge es eben so, und das war noch gefährlicher. Doch das Leben ihres Vaters war ihr noch lieber. Sie achtete also weder auf sein, noch auf ihr Herzklopfen.

Roger fragte dann wohl — denn er war gerade heraus, wie ihr Vater: „was habe ich Ihnen gethan, Mamsell Laura?“ und den Ton, den er zu dieser Frage gebrauchte, machte die Sache noch viel gefährlicher; denn sie mußte die Augen abwenden, damit er nicht sähe, wie naß sie wurden. Das nahm er gar übel, und sagte mit grimmigem Lachen: „Ach ich sehe wohl! ich sehe wohl!“ grüßte sie, und ging in den ersten besten Seitenweg.

„Ueber die wilden Männer!“ seufzte Laura. „Man darf ihnen nichts übel nehmen, und sie nehmen alles, auch die Liebe übel.“ Laura sagte ihrer Mutter voraus, daß das nicht lange so gehen könnte; aber die Mutter antwortete, es müßte gehen.

Laura machte ihren Plan selbst. Sie gab Rogern zu verstehen, daß sein Disputiren mit ihrem Vater Schuld an ihrer Kälte wäre. Roger machte nun seinen Plan auch. Er lobte die Praxis als das höchste in der Welt, und der Rendant war so freundlich wie ein Vater, drückte Rogern in seine Arme, und rief: „Allerweltsjunge, ich habe Dich mit Deinem ehrlichen Herzen, mit Deinem furchtlosen, redlichen Wesen so lieb, als wärest Du mein Sohn!" Er bat ihn den andern Abend zu Tisch, und kündigte Lauren an, daß sie recht freundlich mit dem jungen Menschen seyn sollte, und nicht so kalt wie ein Frosch. Denn der Junge verdiene es.

Ach, die wilden Männer, dachte Laura und ließ sich geduldig von ihrem Vater über ihre Kälte ausschelten.

Nun kam denn Roger, mit dem festen Vorsatze, den Vater Laurens sagen zu lassen, was er wollte. Laura hatte dem Vater auf den heutigen Tag ein Paar Dutzend kleine Geschäfte untergeschoben.

Wer ihren Vater den Tag vorher, und den heutigen Morgen sprechen wollte, den wies sie ab, und bestellte ihn nach fünf, nach halb sechs, drei Viertheil, und immer jeden funfzehn Minuten später; denn das Unglück geschah immer, wenn der Vater mit seiner Pfeife im Lehnstuhl saß, und ungestört — Frau und Tochter waren keine Störung, die durften nicht einreden, — mit dem Gegner seines Systems disputiren konnte.

„Alle Welt!" rief der Vater: „kommt er noch nicht? Aber es hat ja noch nicht geläutet. Und sey freundlich Laura, das, sage ich Dir!"

Dann kam Roger, und Beide setzten sich, und Laura probirte, ob sie das Gespräch in den Familien erhalten konnte.

Dann waren sie an der Brücke des Beinbruchs aus Gellert, mitten im Disputiren. Laura saß hinter ihrem Vater seitwärts, so daß Roger nie ihren Vater ansehen konnte, ohne sie mit zu sehen. Sie warf ihm einen Blick nach dem andern zu, worüber er alle Systeme in der

Welt vergessen hätte; aber der Vater merkte, daß ihm ein feindliches Kor im Rücken manövrirte.

„Laura, Kind, bist Du klug? muß sich die Mutter allein in der Küche plagen?"

Laura war schon zur Stubenthür hinaus. Aber sie blieb an der Thür stehen, und horchte, wohin der Kanonendonner sich zog. Hörte sie den Vater sagen: „alle Wetter, Herr!" so schickte sie eine arme Bergmannsfrau hinein, die das Wochenlohn voraus haben wollte. „Lasse Sie sich nicht abweisen!" gab ihr Laura mit.

„He! was giebts? habe ich nicht hundert tausendmal gesagt, ihr sollt des Morgens kommen? Alle Teufel!"

Er zahlte, denn er war zu gut. „Wo blieben wir stehen, lieber Herzens Schubart? Die Frau hat mich um alle Gedanken gebracht. Ja so," und dann gings wieder alles pianissimo, und crescendo fort.

Da sendete Laura einen Bergmann hinein, der Geld stehen hatte. Dem wars

gar nicht abzuschlagen. „Kann man nicht eine Stunde Ruhe haben? Laurentia," schrie er aus der Thür: „weise ab, was kommt! Wir können hierinnen zu keinem verständigen Gedanken kommen; und wärs der Pabst: weise ihn ab!"

Pianissimo! Piano! forte! poco piu forte! sempre crescendo! aber es wollte mit dem Rendanten nicht fort. Denn Laura zankte mit einer Frau, die den Herrn sprechen wollte so laut, und sagte ihr leise: „lasse Sie nicht nach! bestehe Sie darauf!" Der Rendant kam im Zimmer in Verwirrung, weil er mit jeder Minute vermuthen mußte, die Frau könnte doch hereinbrechen. Ein Ohr auf Roger, das Andere auf das Gespräch draußen.

„Nein," rief er: „Herzens bester Junge, ist das eine Noth, eine Noth, wir verstehen einander nicht! Es kommt mir vor, als disputirte ich mit der da draußen. „Lorenz," so nannte er seine Tochter nur im Zorn: „laß sie nur herein, daß es ein Ende hat, und dann schließ das Haus

ab, und mach nicht auf, und schlagen sie die Thür ein."

Die Frau hatte um das freie Begräbniß für ihr verstorbenes Kind zu bitten. „Alle Teufel," rief der Rendant: „das ist Ihr Glück, daß sie schon einen großen Schmerz hat, und — arme Mutter! den größten im Leben. Sonst" — Er zahlte das Geld, schob die Frau, die sich bedanken wollte, mit der abgewendeten Hand zur Thür hinaus, und die andere Hand hielt er zu einem kräftigen Beweise Rogern vor die Augen. „Hausthür zu, Laura! Keinen eingelassen! Hörst Du?"

Aber mit der Frau ging schon der Vierte zum Hause hinaus mit dem Auftrage, erst langsam und leise, dann schneller und lauter zu pochen. Es war ein Bauer, dem sie Unrecht gethan hatten beim Einschlagen eines Schachtes.

„Gottlob und Dank!" rief der Rendant, sich in seinen Lehnstuhl werfend, die Beine von sich streckend. „Also — also — Ja, wo waren wir, lieber Schu-

bart? Die hat mich mit ihrem todten Kinde todt gemacht."

Sie hoben wieder an. Als sie lauter wurden, da gab Laura den Wink aus dem Flurfenster.

Paf! Paf! fiel der gelbe Delphin auf die Muschel an der Hausthür. „Laß pochen!" rief der Rendant, und setzte seinen Beweis fort. Puf! Puf! — Puf! Puf! — mit immer schnellerm Takte.

Der Rendant wurde braun vor Zorn. Er band die ganze Halsbinde ab, und rief: „schlag Du! Ich bin geduldig wie ein Lamm." Aber jeder Schlag zerriß eine Periode. Er sah gegen das Fenster, gegen Roger, gegen die Thür, und redete fort, wie ein armer Kandidat, der bei seiner ersten Predigt heraus kömmt, und dennoch nicht schweigen will, das tollste Zeug.

Er machte eine Pause, der Klopfer auch. So wie er wieder anhob, lief der Klopfer, wie bei einem Rezitativ der Baß, mit seiner Rede fort. „Poche! Teufel, poche!" rief er, stürzte hinaus, riß die

Hausthür auf, den Bauer herein, und rief: „was pochst Du?“

„Weil Sie nicht aufmachen, Wohlgebohrner Herr Berg-Rendant!“ Der Rendant fuhr sich über das Gesicht.

„Nu? was willst Du? frisch! Was giebts? Kerl, rede! was giebts? Warum redet der Kerl nicht! he?“

„Weil Sie nicht stillschweigen, Wohlgebohrner Herr Berg-Rendant!“ Der Rendant strich sich wieder über das Gesicht.

„Kommt morgen wieder, Landsmann; denn seht, heute ist mir ein Unglück passirt: ich bin bitter und böse, und da thue ich Euch leicht Unrecht! Nun geht! Warum geht Ihr nicht?“

„Weil Sie dazu da sind, die Leute anzuhören, Wohlgebohrner Herr Berg-Rendant!“

„Nun denn ins höchsten Gottes Namen! — Aber Recht habt Ihr Landsmann, das weiß Gott! Was wollt Ihr? was bringt Ihr denn? faßt Euch nur kurz!“

„Ja, die Sache ist aber lang, Wohlgebohrner Herr Berg-Rendant! Das geht so kurz nicht ab.“

Laura lächelte ein wenig. Der Bauer wurde in die Stube gebracht, trug seine Klage vor. Das gab andere Ideen, der Bauer ging. Der Rendant war aufgebracht über das Unrecht, das dem Menschen geschehen war. Da wurde der Tisch gedeckt, wobei ohnehin nicht mehr zu reden war, weil Laura mit Löffeln, Gläsern, Messern mehr Lärmen machte, als das ganze Pochwerk.

Dann kam das Essen. Und das hatte die Frau mit Schmeicheln von dem Manne gewonnen, daß am Tisch nicht von Bergwerk und dergleichen Dingen geredet werden sollte, sondern von andern. Und was der Rendant einmal versprochen hatte, das hielt er, wie ein Held.

Aber das arme Mädchen sah, das ging wohl einmal, aber nicht immer. Und wie gesagt, der Rendant verlangte ganze Siege, nicht halbe. Der Kalif Omar, der die Alexandrinische Bibliothek ver-

brennen ließ, war sein Heiliger, und Roger konnte an den Namen nie ohne eine Verwünschung denken, und da sie einen Abend von der hohen Theurung des Holzes redeten für die Hochöfen, da sagte der Rendant: „Ich wollte ein neuer Omar schickte mir die Bibliotheken aus Europa.“

Roger rang, rang; aber er konnte nicht. „Dieser Omar,“ rief er: „hohl ihn der Teufel, Herr Rendant!“

Da brach es los das Ungewitter, das so lange gedroht, und das Laura so lange abgeleitet hatte, mit ihren neu erfundenen Wetterableitern. Das arme Mädchen hatte nicht einen bei der Hand; denn sie saßen so einig bei dem Artikel der Holztheurung. Da brach es los. „Omar! Omar!“ rief der Vater, und band seine Halsbinde ganz los, und wurde so braun im Gesicht, als stände er vor der brennenden Bibliothek; und Roger, eben so hitzig, rief jedesmal, so oft der Rendant den Namen Omar nannte, eine Verwünschung dazu.

„Herr Faktor," sagte der Rendant anscheinend ruhig: „wir thun am besten, wenn wir uns lebstage nicht wiedersehen."

„Das thun wir!" rief Roger. Der Rendant gab ihm Hut und Stock, und Roger ging eilig zum Hause hinaus.

Schon an den schwarzen Schlackenhaufen vor des Rendanten Thür, wäre Roger gern wieder umgekehrt; denn der Zorn war ausgebrannt, wie die Schlacke, auf die er sich setzte; aber er hörte die Stimme des Rendanten einen ewigen Donner um sich her verbreiten. Er machte alle Fenster auf, sah aus jedem, donnerte aus jedem hervor, schlug sie zu, daß sie klirrten. „Büchernarr!" rief er: „seht doch! Theorie! seht doch! Alle Teufel! den bravsten Kalifen nennt der närrische Zitterspieler einen Satan! Wie? Frau, was sagst Du? Laurenze, was sagst Du? Verse machen! Ja, komm du mir! komm du! und störe du wieder die Leute im Schlaf mit deinen Versen! Und Laurenze, nicht einen Tanz auf dem Lorenz-Fest! sage ich Dir! Nicht einen!

Omar! Seh doch einer! seh mir, Gelbschnabel! Was mit mir, mit mir, der ich weiß, was zur Sache gehört?

So lief der Zorn des Rendanten von Idee zu Idee, und Laura zitterte vor jeder neuen; denn sie wußte, ihres Vaters Zorn war stark im Errathen.

„Wo habe ich," fuhr er geläufig fort — „die Augen gehabt, die Sinne, zu glauben, es wäre etwas aus ihm zu machen?" Er faßte mit den blitzenden Blicken Laura scharf ins Auge, die ihm freilich ein so unschuldiges Gesicht entgegen setzte, als ihr möglich war. „Da geht mir ein Licht auf!" rief er, und auf Laurens Gesicht ging die Farbe der Schuld auf. „Ich glaube, er ist hinter Dir her, Laurenze! Darum kam der Teufel und seine Großmutter, mich zu stören, wenn er hier war, damit ich nicht merken sollte, welch ein Vogel es war. Potz Gift und Galle! Und wäre er Berghauptmann: so wäre Laurenze nicht für ihn! Merke das, Du da! Und Du,

Frau! merke das! Und am Lorenzfest nicht Blick, nicht Tanz!“

Da saß Laura, verloren; denn das Lorenzfest war in drei Tagen, und so lange konnte des Vaters Zorn fort brennen: das wußte sie.

Mit Rogern zu reden, ging gar nicht an; denn sie war erschrecklich böse auf ihn, so gut wie ihr Vater; aber der Lorenztag rückte immer näher, und ihr Vater, was sie gar nicht begreifen konnte, brannte immer fort, und immer heftiger. Alle Stunden hatte er eine neue Beschuldigung für den armen Roger in Bereitschaft. Der Vater fühlte das Unrecht, den jungen Mann aus dem Hause geworfen zu haben. Die Beschuldigungen waren nichts, als Vertheidigungen gegen seine geheimen Vorwürfe.

Am Abend vor dem Lorenzfeste saß Laura mit rothen Augen, und sann auf einen neuen Blitzableiter, wie Franklin, mit gefurchter Stirn. Sie sprang auf, die Stirn war glatt. Sie suchte unter ihren Papierchen, welche die Lorenz-

lieder enthielten, die der Zitterspieler ihr seit einigen Jahren gedichtet, und einige schöne Stellen aus ihrer heimlichen Lektüre, die sie an Zahltagen abgeschrieben hatte.

Sie fand ein Liedchen, das Roger für sie einmal gemacht hatte an ihres Vaters Geburtstage. Sie hatte es nicht gebrauchen können; denn der Rendant hatte seinen Geburtstag mit Blitz und Donner angefangen, und auch geendigt. Mitten in die prasselnde Flamme seines Zorns, das wußte Laura, wäre eine Gratulation Oel ins Feuer gewesen, eine in Versen noch mehr. Er konnte kaum bei der besten Laune Verse leiden.

Dieses Liedchen brachte sie nun zu den Bergsängern, bat sie flehentlich, eine Melodie dazu zu machen, so gut es gehen wollte, um sie den Morgen des Lorenzfestes vor ihres Vaters Fenster abzusingen; aber ums Himmels willen nicht zu verrathen, von wem es käme. Mamsel Laura? O wer hätte nicht Mamsel Lauren einen Gefallen gethan?

Am Morgen des Lorenzfestes stand der Rendant vor dem Spiegel, zog Weste und die Bergmannsmütze zurecht, und Laura half. Sie hatte alles aus dem Wege geräumt, was seine Ruhe hätte stören können.

Da hob der Morgengesang der Bergsänger an; dann kam das Liedchen. „Gebt den Leuten, und damit gut!“ rief der Vater, und zog den Beutel.

„Lieber Vater, das Liedchen noch einmal, es war gar zu hübsch.“

„Liedchen, was giebts?“ Laura winkte, und der Sänger trat näher. Sie sangen, und Laura ließ sich die Verse geben, und las dem Vater vor:

Aus des Schachtes dunkeln Schlünden
Stieg er durch sich selbst hervor.

„Wer?“ fragte der Vater. Das Mädchen las wieder, und der Rendant sah, daß das Lied auf ihn gemacht war; denn Niemand hatte bei der Hütte ganz von unten auf gedient, als er allein. Er schüttelte mit einem freundlichen Lächeln den Kopf, und sagte: „Dummes Zeug!“

Aber er zog seinen Geldbeutel noch einmal, und fügte eine Flasche Wein und Kuchen hinzu. „Frag einmal, Laurchen, aber für Dich, wer das närrische Ding gemacht hat?"

Sie kam wieder, und berichtete: „Die Leute wollten es nicht sagen, sie hätten versprochen, es zu verschweigen!"

Sie mußte ihm die Verse noch einmal vorlesen. Er hatte keine Verse je einer solchen Aufmerksamkeit gewürdigt.

„Hm," sagte er, als er wegging, um den Berghauptmann abzuholen — „Am Lorenzfeste geht alles durch. Du kannst tanzen, mit wem Du willst." Da ging er, und Laura drehete sich wie eine Windmühle zehnmal um sich selbst. Sie hatte den Blitz des Zorns abgeleitet, und den Sturm mit einem Tropfen schmeichelnden Oels gestillt, wie Franklin. Sie zog sich nun wie eine Grazie an, und nun beschloß sie, statt des versöhnten Vaters seinen ganzen Zorn auf das Haupt des armen Jungen herabzuschütten. O wunderbares, menschliches Herz!

Nach der Predigt, worin der Prediger von Laurentius Rost auf die Rostwerke der Hütte kam, näherte sich Roger dem Mädchen, um sie zu führen. Sie gab ihm den Arm, aber mit einer Kälte, die zu auffallend war. Sie ging an seinem Arm den langen Weg nach dem Zechenhause, wo Gasterei und Ball war, ohne ein Wort mehr zu sagen, als Ja und Nein! „Denn," dachte sie, „wenn er den Omar lieber hat, als mich, so ist es auch gut!"

Roger war anfangs weich, wie ein Seufzer, wie eine Thräne. Seine Stimme klang wie sanfte Flötentöne.

Aber es half nicht. Da wurde alles noch weicher an ihm, Seele, Herz, Blick und Stimme. Aber es half nicht. Sein Fußtritt wurde nun fester, stoßender; dann sein Blick dunkler, durch die Flötenstimme fuhr schon von Zeit zu Zeit der rauhe Ton des innern Grimms. Aber es half nicht.

„Was frag ich nach einem, der Omarn lieber hat als mich! Und hätte ich nicht

den Vater versöhnt, ich dürfte nicht einmal mit ihm gehen!“

„Nun aber,“ sagte Roger — „Mamsel Laura, Sie sind heute kalt, feindlich kalt.“

„Das ist bei dem warmen Tage Jedem zu wünschen.“

„Ja, das weiß Gott!“ antwortete er, mit dem Fuße einen Stein aus dem Wege schleudernd — „ja! ja! ja! nur daß es nicht jeder in seiner Gewalt hat wie Sie, kalt und warm zu seyn, wenn er will.“

„Das muß man lernen, Herr Faktor! Man brauchts.“

„Bei meiner Seele! Man sollte an nichts sein Herz hängen, an nichts, an gar nichts! denn die Welt ist falsch, wie die Dämmerung, nicht Tag, nicht Nacht, und beides zugleich, und gar nichts. Ich will auch nichts, nichts mehr lieben, als mich selbst.“

„Das würde dem Kalifen Omar recht wehe thun.“

Da zog Roger die Hörner ein; denn was konnte er nun sagen?

„Liebe Laura," hob er mit der ersten Weichheit wieder an — „Sie braten mich heute auf dem Laurentius-Rost wohl zur Lust?"

„Nur eins kann wahr seyn! Erst war ich zu kalt, jetzt brate ich Sie wieder, da muß ich wohl zu heiß seyn." Und nun sah das Mädchen mit den Feuerblicken so tapfer vor sich hin, und wurde so ernstlich böse, und hatte den Arm so lose und locker in Rogers Armen hängen, als wollte sie ihn eben wieder los lassen. Dabei, weil sie gar nichts zu sehen hatte, hatte sie auch nicht auf den Weg geachtet: und so hing ihr Kleid auf einmal in dem Dornenstrauch am Wege fest.

„Können Sie den Zweig nicht ein wenig abbeugen, Herr Faktor?" sagte sie, höflich.

„O ja," sagte er, grimmig — „was kann ich nicht? abbeugen, losreißen, was sich fest gehängt hat, und müßte das verstrickte Herz auch darüber verbluten!" Und so griff er in die Dornen hinein, und

riß den Zweig von der Wurzel mit gewaltiger Faust ab.

Laurens Kleid war frei, und er stand und zog die Dornen aus der Hand mit einem bittern Lächeln, und das Blut lief um die Hand. „Mein Gott! was ist das?“ fragte Laura, ängstlich und theilnehmend.

„Gar nichts,“ sagte er — „rothes Wasser! Wer es Blut nennt, ist ein Narr; wie Thränen, Wasser! Wasser! welche die Luft trocknet, die falsche Luft, ehe die Zeit es kann.“ Er wickelte sein Schnupftuch um die Hand, und bot ihr den Arm wieder.

Jetzt zog Laura alle Hörner ein; denn der Anblick der Hand, mit dem Schnupftuche umwickelt — sie konnte nirgend anders mehr hinsehen — hatte auf einmal allen ihren Zorn in Liebe verwandelt.

Sie fragte mit leiser, zärtlicher Stimme nach seiner Hand. Sie ließ nicht nach, sie wollte sie sehen. Er mußte sie los winden.

„Ach,

„Ach, die wilden Männer,“ sagte sie, seufzend, als sie die Hand sah — „man hat nichts als Verdruß bei ihnen. Da seh einer die Hand! Ich habe immer gehört, das kann gefährlich seyn, wenn man die Dornen nicht auszieht.“ Sie zog sie nun einen nach dem andern hervor. Aber so ging das ewig nicht. Sie setzte sich auf den Graben, nachdem sie ihr Kleid aufgeschürzt hatte. Er mußte sich ihr zu Füßen setzen, und nun zog sie die Dornen aus der Hand, und aus dem Herzen zu gleicher Zeit.

Es war ein Glück, daß sie Beide bis zuletzt gezögert hatten, ehe sie gingen: so sah es Niemand, als etwan ein paar lachende Götter der Liebe, wie sie die Dornen so sanft aus den Wunden zog, und wie von Zeit zu Zeit eine Thräne aus ihrem Auge fiel, und sich mit dem Blute mischte.

„Ich glaube,“ sagte der zum Lamm gewordene Löwe — „man muß das Blut aussaugen.“ Aber er that's nur, um der Thräne habhaft zu werden, die auf seiner

Hand stand. Sie merkte den Verrath, und ein gefährliches Herzpochen mischte sich in die süße Arbeit.

Endlich war sie fertig. Da faßte er ihre blutige Hand, und sagte, knieend: „O Laura, ziehen Sie einen giftigen Dorn aus meinem Herzen! Ach, es blutet mehr als diese Hand, Laura!“

Sie antwortete nicht; aber unaufhaltsam strömten ihre Thränen von dem niedergebückten Gesichte.

„Laura, o ewig geliebte Laura, gieb mir Dein weiches Herz, o gieb es mir!“

Da hob sie das Gesicht zu ihm auf. „Was hilft's mir, wenn ich es Ihnen gebe,“ sagte sie. „Sie werden es nur verwunden, noch tiefer verwunden, als es schon verwundet ist, und nie eine Wunde heilen.“

„Gott, Laura, womit habe ich diesen Vorwurf verdient? diesen entsetzlichen Vorwurf?“

„Ach, tausend Mal! diese wilde Rohheit, dieser alles zerstörende Ungestüm

der Männer! Nein, wenn ich Sie auch liebe, ich will lieber schweigen, schweigen und sterben. Wann hätten Sie mich geschont? wann? Nein! nein! lassen Sie uns gehen!"

Aber er hielt ihre blutige Hand fest. „Laura," rief er — „wenn Sie mich nicht lieben: so sagen Sie es nur, und ich will verdammt seyn, wenn ich nicht von hier, jetzt in dieser Minute, in die Welt laufe, in den Krieg, in eine Schlacht: und der Tod ist zu finden! O der ist zu finden, nur kein Herz, nur keine Liebe!

„Sehen Sie wohl," fuhr sie schmerzlich weinend fort — „wie Sie jetzt schon wieder das Herz zerreißen, das Sie liebt? Ja, das Sie liebt, leider, aber das Ihnen nicht traut. Wenn nun die erste Liebe vorüber ist, —"

„Vorüber? O Laura, ich schwöre bei dem Entzücken dieser Stunde —"

„Das hat Jeder geschworen, Schubart, und ich könnte ja jetzt selbst beschwören, meine Liebe zu Ihnen könnte nie kleiner werden, immer müßte sie mir

so heiße Thränen ins Auge treiben als jetzt; aber ich weiß es, es würden keine Thränen der Freude seyn. Wenn sie nun vorüber ist, diese Liebe: was bin ich dann? Die verstoßene Laura, die noch immer liebt, und der wilde Mann steht dann da, und heißt diese Liebe Empfindelei, und tobt, und zerschlägt Frieden, Herz und Liebe! Nein, Schubart, nein! Sie sind ein wilder, unbändiger Mensch!"

„O Laura, Laura, ich will ein Lamm seyn, ein sanftes Lamm! O was that ich denn auch, Laura?"

„Was Sie thaten? Sie konnten nicht einmal dem Vater des Mädchens die Hitze nachsehen, des Mädchens, die Alles, Alles ertrug Ihrentwillen."

Da schwor Roger, da gelobte er an, alles zu thun, was Laura von ihm foderte. Er vergoß Thränen, er redete so schön, daß er endlich sie mit wegriß. Sie lächelte ihm zu. „Nun, was soll ich denn sagen?"

„Daß Du mich liebst, unendlich, über alles, mehr als das Leben, daß Du mich liebst, wie ich Dich!“

„Ach, ich liebe Dich schon längst so! mehr, als Du mich!“ Da wollte er seine blutende Hand um ihren Nacken schlagen; sie wehrte ihn ab. Fast hätte es wieder einen Streit erregt. Sie gingen zu einem Quell, hier wuschen sie Beide ihre Hände rein, und dann erst reichte sie ihm den Rosenmund zum Kusse der Treue.

Nun erzählte sie ihm alles mit einer rührenden Beredtsamkeit, wie sie ihn geliebt, schon in früher Jugend, was sie für ihn gethan, ihn immer wieder mit dem Vater zu versöhnen. Wie sie heute Morgen erst noch wieder den ersten Faden der Versöhnung angeknüpft hätte. Sie bat ihn, doch nachzugeben.

„Liebste Laura, ist denn die Wahrheit gar nichts? muß ich nicht ehrlich seyn?“

„Wer von Euch Recht hat, weiß ich nicht. Aber mein Vater liebt die Wahrheit so treu, wie Du, lieber Roger!

Das weiß ich. Wüßte er, Du hättest Recht: er gäbe Dir sogleich die Hand, und gestände es. Ehre doch das, Roger! Nachgeben ist ja nicht falsch seyn. Ich muß ja immer nachgeben, bin ich denn darum falsch?“

„Was könnten nicht die schönen Lippen voll Liebe, ein Auge voll Thränen wahr machen?“ Roger schwor ihr, von nun an nicht ein Wort mehr zu Omars Gunsten zu sagen.

„Wer ist denn der Omar?“ Sie mußte lachen, da sie hörte, er wäre schon tausend Jahre todt. „Ach, ihr Männer, ihr Männer,“ sagte sie — „ihr verbrennt in eurer Wildheit nicht allein Bibliotheken, sondern auch die Herzen, die euch nur lieben!“

So kamen sie im Zechenhause an. Ein wenig spät. Der Vater lag im Fenster. „Guten Morgen, lieber Herr Rendant!“ rief Roger freundlich in die Höh, und griff an seine Bergmannsmütze. Der Rendant dankte zwischen sauer und süß; aber er sagte nichts weiter.

Roger blieb in der Nähe des Rendanten, auf Laura's ausdrücklichen Befehl. Der Rendant disputirte. Roger fühlte, er hatte Unrecht, aber er nahm sich seiner nicht an. Aber in einem Streite mit dem Berghauptmann, wo der Rendant Recht hatte, trat Roger auf seine Seite, mit allem Ungestüm seines Charakters, so spitz auch der Berghauptmann darüber wurde.

„Tanze Du, Laurchen," sagte der Rendant im Vorübergehen zu seiner Tochter — „so viel Du willst, mit dem Schubart. Heute geht alles hin, und mich soll wundern, was er Dir heute an Deinem Namenstage klimpern wird. Eine hübsche Stimme hat er."

Laura tanzte den ganzen Tag mit ihm, und war glücklich. Sie hörte sein Lied um Mitternacht mit einer ganz neuen Empfindung an. Sie hustete, sie legte sich ins Fenster. Er trat näher. Er war wie eine Katze an dem Lattenspalier in der Höh. Er empfing den zweiten Kuß der reinsten Liebe von den züchtigen Lippen

der Jungfrau, und er schlich, gewiegt auf den Flügeln einer hochwallenden Seligkeit, in den Wald, und ruhete auf Moos, bis ihn die neue Sonne weckte.

Der Sieg der Theorie.

Laura aber, nachdem sie die Decke über sich gebreitet hatte, die Decke ihres Lagers, und eine Decke aus lauter himmlischer Wonne gewebt, über ihre volle Seele, Laura überlegte, daß so wohl ihrem Vater als ihrem Liebhaber nicht zu trauen war. Denn auf dem Rückwege hatte der Vater so wohl die Furchtlosigkeit Rogers gerühmt, womit er den Berghauptmann nieder disputirt hatte; aber er hatte auch recht wohl bemerkt, daß in dem andern Streite Roger ausgesehen hatte, wie sein Feind.

Sie trieb also das Werk der Versöhnung gar nicht eifrig mehr, sondern vielmehr nahm sie ihres Vaters Partei ganz offenbar gegen Rogern. „Was will so

ein junger Mensch, Vater, der erst in die Erde hinein gekrochen ist, gegen Sie, der dreißig Jahre schon wieder aus den Schachten heraus ist? Ich glaube, Vater, es ist nichts, nichts als Hochmuth, und Hochmuth ist der schlimmste Fehler von allen, weil der Kranke nicht weiß, daß er krank ist."

Der Vater drückte die Lippen auf einander, und sah Lauren an, ob sie ihm ein Fangeisen legen wollte, aber Laura war so unschuldig dabei. Sie sagte dasselbe in tausend Formen, und der Vater stimmte bei. Dabei erzählte Laura, oder ließ ihren Vater erzählen, alle Beweise von Rogers Muth, Furchtlosigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Güte, Menschlichkeit, und jeder dieser Züge wirkte auf den Rendanten so stark, daß er gern den Jüngling wieder in sein Haus gezogen hätte. Er schämte sich nur vor Lauren.

Nach und nach bestritt er Rogers Hochmuth gegen seine Tochter. Er ärgerte sich über Laurens Starrsinn, Rogern nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Er nahm ihn in Schutz. Er nannte Wahrheitsliebe, was Laura Hochmuth nannte. Er entschuldigte seinen Irrthum mit seiner Jugend, führte sich zum Beispiel an, wie viel er in der Jugend selbst geglaubt, was nachher die Erfahrung der spätern Jahre widerlegt hatte. Kurz, der Rendant disputirte mit Lauren jetzt für Rogern, und Laura — gab zwar nach. „Aber, Papa, Sie sollen sehen,“ setzte sie hinzu — „so bald er wieder hier wäre: so würden Sie sich wieder zehnmal mehr über ihn ärgern, als ich.“

„Das würde ich nicht,“ rief der Vater — „er ist ein braver, junger Mensch! ein seelenguter Junge, ein Allerweltsjunge. Ja, ich weiß wohl, schmeicheln kann er nicht, nicht schwänzeln um die Mädchen her, und die Hände küssen, und knieen, und alle eure Siebensachen, wonach ihr einen jungen Menschen taxirt. Aber einen reichen Erzgang hat er in der Brust, und nicht taubes Gestein, wie des Hüttenvogts Sohn, der immer aussieht wie

Glimmer so glänzend, und am Ende ist's gar nichts."

„Das ist alles wohl wahr, Papa! Aber wenn er wieder käme, so —" Diese Prophezeihung wiederholte sie so oft, daß der Papa die Geduld verlor, und einen theuren Schwur that, er würde recht wohl dem jungen Menschen seinen Irrthum zu Gute halten können.

Kurz, Laura konnte nun etwas wagen; denn sie wußte, wie gern ihr Vater Wort hielt.

In der Zeit hatten die jungen Leute sich alle Abende gesprochen ohne alle Zittertöne an dem Fenster, wo Roger Lauren am Lorenzabend gesprochen hatte. Ein paar Kastanien warfen einen so dichten schwarzen Schatten auf Laurens Fenster, daß auch bei der mondhellsten Nacht kein Auge den am Fenster und in den Armen der Geliebten hängenden Roger gesehen hätte.

Nun kündigte ihm Laura an, daß er ihren Vater besuchen könnte, aber sie knüpfte es ihm auch recht scharf ein, ja

alle Omars fahren zu lassen, und alle Theorieen; „die ohnehin nicht viel taugen," setzte sie hinzu. Er hatte ihr den Gegenstand des Streites erklären müssen. „Denn siehst Du, lieber Roger, aus den paar Büchern, die ich gelesen habe, hatte ich auch eine recht hübsche Theorie der Liebe. Aber, liebster Roger, wie kahl, wie elend, wie kalt, wie voll Irrthümer ist die gegen unsere Praxis in der Liebe jetzt! Nein, lieber Roger, ich lobe mir die Praxis, wie mein Vater."

Endlich kam er dann wieder. Der Rendant, um nicht gegen Lauren Unrecht zu haben, war auf seiner Hut, und Roger, der an die süße Praxis der Liebe dachte, auch. Laura saß da mit ihrem Nähzeuge vergnügt wie eine Königin. Sie brachte das Gespräch sogar auf einige sehr kützliche Punkte.

„Das Wettermädchen!" dachte der Vater, und lief mit Spinnenfüßen über das Gewebe weg, was sie ihm zur Falle aushing. Das Mädchen glaubte, ihren Triumph schon erfochten zu haben, nach-

dem das ein Paarmal so gegangen war; aber — aber es war nur ein halber Triumph. Denn der hitzige Rendant, der gar nicht gewohnt war, seine Worte abzuwägen, fand kein großes Behagen an einem Gespräche, was er mit einem Schachspiele verglich, das er wie die Pest haßte, weil er erst jeden Zug bedenken mußte.

„Was ist mit dem armen Schelm vorgegangen, Frau?“ fragte er. Das Gespräch stockt, als hinkte es an allen vier Füßen. Er begreift nichts mehr, er weiß nicht mehr, soll er Ja sagen oder Nein. Der Rendant hatte tödtliche Langeweile bei den Besuchen.

Störte ihn einer, so war es ihm lieb. Er sah es gern, wenn Roger wieder ging. Kurz, der Rendant mußte ein wenig zanken, wenn er vergnügt seyn sollte, und mußte Recht behalten. „O über die wilden, bösen Männer!“ sagte Laura, ungeduldig.

Roger mußte dann, um nicht gar die Verachtung ihres Vaters auf sich zu

ziehen, ein wenig lebendiger werden, aber mit der Bedingung, jedesmal dem Vater den Sieg zu überlassen. „Ich will nun sehen, Roger, was Deine Liebe gegen mich kann!"

Ach, sie konnte recht viel! Denn Roger fing an zu disputiren, und der Rendant schwamm in dem Meere seiner Seligkeit; denn zuletzt stand er siegreich vor Rogern, den rechten Zeigefinger um den linken Daum gelegt, und setzte ihm alles aus einander.

„Alle Henker, Herr Rendant," rief Roger — „daran habe ich nicht gedacht. Ja, jetzt sehe ich, Sie haben Recht!"

Und dann mußte Laura eine Flasche Hochheimer herauf holen, und die beiden Helden stießen nach Herzenslust an.

Aber Roger erndtete auch die süßesten Früchte seiner Opfer in Laurens Armen. Sie zeigte ihm in ihrer Brust einen unendlichen Reichthum der Liebe. Sie war ganz sein. Sie hatte dafür auch keinen Willen, als seinen. Sie schlug ihm nichts ab. O diese gegenseitigen

Opfer würden sie zuletzt unglücklich gemacht haben, wenn Roger nicht so züchtig gewesen wäre, als seine Laura. Denn was hätte sie dem Jüngling verweigern können, der so viel Opfer für sie brachte?

Aber die kluge Laura stellte doch die Pyramide nicht oft auf diese feine Spitze. Roger kam selten und immer nur spät, damit vor Tische nicht viel Raum war. Am Tische wurde nie disputirt.

Um ihren Vater immer in ihrer Gewalt zu behalten, nahm sie noch immer Partei gegen Rogern. Aus dem Geiste des Widerspruchs, wußte Laura, würde ihr Vater den Geliebten nie ganz fallen lassen.

Der Vater nahm das entsetzlich übel; er hatte die Idee recht wohl, einmal seine Tochter dem ehrlichen Jungen zu geben, dem er das doch abgemerkt hatte, daß er Laurens Bewegungen mit funkelnden Blicken verfolgte. Ging Laura durch das Zimmer: so kam Roger aus seinem Texte.

„Alle Welt!“ sagte er — „zwingen mag ich kein Herz, aber es ärgert mich, daß das Mädchen gegen den ehrlichen, treuherzigen Jungen so kalt ist!“ So gewöhnte sich der Rendant immer mehr an Rogers Gesellschaft. Er hatte ihn in der That jetzt von Herzen lieb, und Laura war schon Willens, nach und nach ihre Maske abzunehmen. Sie knüpfte dem Geliebten, der oft ein reißender Sturmwind war, daß er so hinterlistig mit einem ehrlichen Manne umgehen mußte, noch recht ein, noch ein paar Wochen auszuhalten. Da ihre Hoffnung schon leuchtend vor ihr stand, ach, da verdarb ein Abend alles, und auf immer!

Roger achtete den Berghauptmann, ob er ihn gleich nicht liebte. Er konnte sein freundliches Wesen nicht wohl leiden. Aber er hatte von seinem Charakter einen recht hohen Begriff. Er rechnete ihm an, daß er so wohlthätig war, er rechnete es ihm hoch an. Der Berghauptmann zeichnete Rogern aus, weil er mit seinem Sohne und Hostmannen das Gebürge

bereist hatte, was der Rendant als eine gelehrte Posse belachte und bespöttelte.

Der Rendant hingegen haßte den Berghauptmann von ganzem Herzen, hielt ihn für falsch, heimtückisch, hochmüthig, rachsüchtig und grausam.

„Nein,“ rief er — „dieses glänzende Angesicht, Schubart! —“

„Herr Rendant, Mosis Angesicht glänzte auch.“

„Ja, das that's; aber er hatte Gott gesehen. Dieser hat aber den Teufel gesehen.“

„Und bekämpft ihn ehrlich und brav, wie wir Alle müssen.“

„Vor den Augen, gebe ich zu. Aber heimlich verstehen sie sich wie ein paar Handelsjuden, vor denen ich mich am meisten in Acht nehme, wenn sie sagen, sie sind Feinde.“

„Alle Henker, Herr Rendant, ich weiß das besser!“

„Was wollen Sie wissen, Herzens-Schubart? Freund Schubart, was wollen Sie wissen? Wie lange leben Sie

denn unter Menschen? he? Menschen kennen? Potz! dazu gehören Jahre, Erfahrung! Der Berghauptmann ist ein kaltblütiger, feigherziger, glasäugiger, schwänzelnder Spitzbube."

Da sprang Roger im Grimm auf; aber Laura winkte ihm zu; er setzte sich wieder.

Da fuhr der Rendant eifrig fort: „Wer an keines Menschen Ehrlichkeit glaubt: wie kann der gut seyn? he? das muß ich verstehen! he! ein weißwangiger, heimtückischer Bergkater, der auf dem Bauche liegt, bis er den Raub mit einem Sprunge erreichen kann. He! das muß ich wissen, ich, der ich unter Menschen, mit Menschen von dem Puchjungen an gelebt habe. Ein Sünder, und ein Sünder, der aus seinen Sünden seinen allerschönsten Stolz macht."

„Herr Rendant," fuhr Roger auf, — „der Berghauptmann ist so ehrlich, als Sie und ich! darauf setze ich meinen Kopf."

Laura winkte, aber Roger sah es nicht mehr.

„Als ich? als ich? Alle Teufel, Herr, als ich? Und wenn ein Mann, wie ich, gesagt hat, der Kerl ist ein Spitzbube: so sagen Sie, er ist so ehrlich als ich? Sie?“

„Ja, ich! und stånde ich vor dem Groß⸗mogul und seinen Scharfrichtern: so wůr⸗de ich so sagen. Denn einen ehrlichen Mann will ich vertheidigen, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben.“

Laura sprang auf, und suchte ångst⸗lich einen Blitzableiter, aber der Blitz fuhr herab.

„Wer,“ rief der Rendant — „sich ei⸗nes Schurken so annimmt, muß wohl selbst nicht ehrlich seyn.“

Da hatte Roger seinen Hut in der Hand. „Herr Rendant,“ rief er — „das sagt einer mir nur einmal im Leben.“

„Ich stehe noch zehnmal zu Dienst, junger Mensch!“

Roger war zur Thůr hinaus, und der Rendant zog sich Rock und Weste aus,

um sich abzukühlen. Dann rief er, seinen Fuß auf die Schwelle setzend: „Der kommt mir nicht wieder über die Schwelle!“ Und mit den Worten war alles vorbei. Laura bezahlte den Triumph der beiden Männer mit ihren Zähren. Sie konnte zwar dem Geliebten nicht ganz abfallen, aber auch ihrem Vater nicht. Und was das Schlimmste war, nachdem ihr Vater wieder Rock und Weste angezogen hatte, war sein Zorn vorüber. Er redete nicht ein Wort mehr von Rogern, nicht den andern Tag, nicht den dritten. Nannte Laura seinen Namen: so pfiff er den Marsch seines Dompfaffen, und sagte nichts.

Das war das Zeichen, daß alles vorbei war.

Die Liebenden versöhnten sich im Schatten der Kastanien um Mitternacht. Denn Roger erklärte, es möchte aus ihm werden, was das Schicksal wollte: so könnte er nicht ohne Widerrede einen ehrlichen Mann auf bloßen Verdacht hin schmähen hören. Ach, sie sah, es war

einmal nicht anders; ihr Schicksal war es, beständig in Donner und Blitz zu leben. Sie hofften auf bessere Zeiten; sie hatten sich desto lieber.

Die bessern Zeiten kamen nicht; denn der Rendant pfiff jedesmal, so oft der Name Schubart genannt wurde, ob er gleich allemal Schubarts Ehrlichkeit vertheidigte, wenn jemand die angriff.

Nun war des Rendanten Sohn zu Hause gekommen, der in einer andern Hütte hatte lernen müssen. Er war noch nicht drei Tage zu Hause: so fuhr er hinab mit einigen Bergleuten in eine Schacht. Sie waren noch nicht eine Stunde unten: so erscholl das Geschrei, sie wären von einem abstürzenden Gange verschüttet. Alles, was Arme hatte, fuhr ein. Roger zuerst. Der Rendant, fluchend und betend, auch. Alles lag, lag unter einander in wilden, gräßlichen Ruinen. „Helft!" schrie der Rendant — „arbeitet! räumt weg! schafft ihnen nur Luft! helft!"

„Wo? wo fangen wir an?"

„Hier! hier!“ rief ein alter Bergmann — „hier, hier! hier ist die schmalste Stelle.“ Alles stürzte dahin. Der Rendant stand da, erblaßt, erstarrt, und hitzig dennoch, in Eiswasser und Feuerflammen zugleich. Er stampfte mit den Füßen, und rief: „Trödelt nicht!“

Roger stand sinnend, an den Nägeln kåuend, von der Stirn floß Todesschweiß. „Um Gottes willen,“ rief er auf einmal, mit einer fürchterlichen Stimme — „dort ists nicht, dort nicht! dort nicht! dort kommt ihr gegen Felsen und Stein. Hier ist der Ort. Helft hier! hier ist der Ort! hier!“

Die Arbeiter wurden irre, nur der alte Bergmann nicht. Er blieb bei der Versicherung, hier sey der Ort der Rettung.

„O um Gottes willen,“ rief der Rendant — „bleibt da! laßt Euch nicht irre machen. Der Alte weiß besser Bescheid.“

„Weiß besser Bescheid, Herr Rendant? ich habe den Bau aufgenommen. Gott, o Gott! Glauben Sie nur dieses

Mal an die Theorie! Sie rettet das Leben Ihres Sohnes!"

„Was Theorie! da bleibt! arbeitet!"

Da stürzte Roger vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und rief schluchzend: „Ich stehe mit meiner Seligkeit dafür, ich habe den rechten Ort. Der Gang macht hier eine Knie, Herr Rendant! Gott im Himmel, ich kann ihn retten, und mich will Niemand hören!"

Da wurde bei diesen Schwüren der Rendant zweifelhaft. Er fror, er vergoß Todesschweiß.

Er gab Rogern die Hälfte Arbeiter, und Roger stürzte nun auf die Arbeit los. Es kamen noch mehr Arbeiter von der Hütte, und von der nächsten. Der alte Bergmann hatte wenigstens zwei Drittel der Arbeiter bei sich.

Nach einer tödtlichen Arbeit von einer Stunde schrie Roger: „Gottlob! Gott sey Dank! Wir sind da! Wir haben es! Hier ists!" und er sprang hinauf an die Oeffnung durchzukriechen. Die Bergleute schrieen, er möchte es nicht thun, es stürz-

te von oben nach. Aber Roger war nicht zu halten, er stieß den Stein hinaus, und glitschte nach, und um ihn her rollte alles nieder. „Licht herein!“ rief er. Man reichte ihm eine Lampe. Er rief: „Sie sind hier! arbeitet, schafft Luft! Wasser! gebt Wasser!“

Man reichte ihm Wasser. Alle arbeiteten nun an dieser Stelle. Man zog die Verschütteten heraus. Der Bergarzt war zur Stelle. Er brauchte alle Mittel, die Scheintodten zu beleben. Sie wurden hinauf an das Licht gewunden.

Da standen die Weiber, Kinder und Schwestern der Verschütteten. Ein Freudengeschrei nach dem andern entstand, wie Einer wieder athmete, ein Anderer die Augen aufschlug, und wie sie endlich Alle lebten. Es waren fünf Menschen.

Laura und ihre Mutter hingen in des Sohnes und Bruders Armen, bleich, als wären sie mit verschüttet gewesen. Der Rendant stand daneben, mit einem geistigen Lächeln, aber erschlafft wie ein Weib. Er wollte nicht reden; denn er schämte

sich, vor den Leuten zu reden, so weich, so elend war der Ton seiner kräftigen Stimme.

Er ging hinter seinem Sohne her nach Hause, taumelnd wie ein Trunkener. Endlich hatte er sich wieder mit einer Flasche altem Rheinwein, und auch seinen Sohn hergestellt. Aber er trank ihn, ohne ein Wort zu sagen. Er stieß nur mit dem Sohne an, und reichte ihm nur bei jedem Glase schweigend die Hand.

Dann sagte er: „Laura, Laura, siehst Du Schubarten: so bitte ihn, ob er wohl nicht einen alten, weichherzigen Vater des Sohnes, den er gerettet hat, besuchen wollte. Sag ihm, ich ließ ihn recht sehnlich bitten; und hat er Dich noch lieb, Laura — ach, er ist lange nicht hier gewesen — so, Laura, Laura, so mußt Du seine Braut werden; denn ohne ihn wäre Dein Bruder jetzt eine Leiche.“

Laura war zur Thür hinaus, und nach zehn Minuten traten sie Beide Hand in Hand ins Zimmer.

Da stand der Rendant auf, er reichte Rogern die Hand, mit der andern zeigte er auf seinen Sohn. Nun aber faßte er Rogern an seine Brust, küßte ihn, und rief: „Ohne Deine Theorie war er verloren! Ich hätte zehn Eide gethan, der alte Bergmann hätte Recht gehabt. Ja, mein Sohn, Du hast Recht! Die Praxis ist die Faust, die Theorie ist der Kopf. Kinder, seht den Jungen an, er hat dem da das Leben gerettet! Und mein Sohn, wenn Du — es kam mir einmal so vor — wenn Du Lauren lieb hast —"

Da lag Roger an des Rendanten Brust, und Laura gab ihm lächelnd die Hand.

„Deine Hand, Schubart, blutet?" sagte der Vater.

„Papa, sie blutet allemal bei der Verlobung; bei der ersten Verlobung blutete sie auch." Da war das Geheimniß verrathen. Laura und Roger lagen einander in den Armen. Und Laura wehr-

te dieses Mal die blutige Hand nicht ab, welche die Steine zerrissen hatten.

„Und daß ich mich in dem Berghauptmann geirrt habe, lieber Herr Rendant! kann ich Ihnen jetzt gestehen.“

„Still! still! Kind!“ sagte der Rendant — „still davon! Du rettetest ihm das Leben, der Berghauptmann war sein Mörder; denn von ihm kommt der spärliche Unterbau in den Gängen. Ich will nichts weiter von ihm sagen! laß das!“

„Seine Theorie taugte nicht,“ sagte Roger. Der Rendant schüttelte den Kopf. Man wußte, daß der Berghaupmann hatte sparen wollen. Nun wurde eine neue Flasche Wein geholt. Man brachte allerlei Toasts aus: Der Rendant die Theorie. Roger die Praxis. Laura den Laurentius-Rost, auf dem sie so lange gebraten war.

Die Theorie hatte gesiegt, und der Rendant vergaß es nicht, daß er der Theorie den Sohn zu danken hatte.

Die Erfahrung siegt.

Der Berghauptmann war nicht auf der Hütte während dieses Vorganges. Er kam zurück; und da der Rendant zu ihm ging, um den Rechnungsabschluß unterschreiben zu lassen, gratulirte der Berghauptmann dem Rendanten.

„Ich danke Ihnen, Herr Berghauptmann," sagte der Rendant mit einem lustigen Gesichte — „aber der neue wohlfeile Unterbau war die Ursache."

„Der Unterbau nicht, Herr Rendant," antwortete der Vorgesetzte, den Rendanten mit einer höhnisch lächelnden Miene auf die Achseln schlagend — „sondern die Kabale, die den Bau mißrathen machte."

Da war der Rendant Feuer und Flamme. Er fragte seinen Obern: wen er meinte mit der Kabale? „Ich habe mich offen gegen den Bau erklärt, Herr Berghauptmann, ich hab's vorher gesagt, das Sparen würde unsern Kindern die Hälse kosten. Das habe ich. Was meinen Sie mit der Kabale?" Der Berghauptmann

griff zu seinen gewöhnlichen Waffen: er lächelte, er schwieg, er hob sich empor, er sah stolz vor sich hin. Aber der Rendant war gegen diese Waffen von dem Zorne und seinem Muthe gefeiet. Er fragte so derb, daß der Berghauptmann seine Feigheit vergaß, heftig wurde, und dem Rendanten auf den Kopf zusagte: er sey es gewesen.

Nun erwartete der Berghauptmann einen Sturm mit Donner und Blitz; er irrte sich. Der Rendant bückte sich tiefer als jemals, und ging nach Hause. Unter dem Pfeiffen des Dompfaffen-Marsches schrieb er eine Klage, foderte eine Untersuchung und strenge Genugthuung, mit Worten, die seinen ganzen Zorn enthielten.

Die Untersuchung kam, auf sein wiederholtes Ansuchen. Alle Welt sagte dem Rendanten voraus, daß er nach der Theorie Recht hätte und also gewinnen müßte; aber die Praxis lehrte, daß ein Berghauptmann doch meistens Recht behielte: und sie hatten Recht. Der Rendant tobte.

Er schrieb wieder, und wurde noch derber. Da kam seine Absetzungssentenz.

Das schmetterte den Mann zu Boden; denn er hatte nichts erworben. Aber er stürzte nur einen Augenblick, wie eine Eiche, die der gewaltige Sturm niederbricht, und deren Stamm doch fest steht.

Seine Freunde verließen ihn, oder sie besuchten ihn nur im Dunkeln, um sein Schicksal zu beklagen. Er warf sie zum Hause hinaus. Ich habe all' mein Tage diese Nikodemusse gehaßt! Roger kam am Tage. „Nun, nun?“ fragte der Rendant — „wer hat nun Recht gehabt mit dem Berghauptmann?“ Roger gestand, daß seine Theorie nichts tauge.

Als der Rendant abzog, brachten ihm die Bergleute noch eine Nachtmusik mit brennenden Lampen, Rogern an ihrer Spitze, so viel auch die Mutter und Laura ihn gebeten hatten, es nicht zu thun.

„Teufel und Hölle!“ rief Roger — „könnte ich Deinen Vater in seinem Unglück verleugnen: so wäre ich nicht werth, daß ein braves Mädchen mir die

Hand drückte!" — „Braver Junge!" sagte der Rendant. „Aber nachtragen wird er es Dir!"

Der Rendant zog in ein kleines Städtchen, in ein enges Stübchen. Was er besaß, war das Geld, das er aus seinen Sachen gelöst hatte. Laura jammerte nicht, da sie bei Rogern herging, ihre Namensschwester, die Lorenzhütte, verlassend.

„Im Glück," sagte sie, da Roger sie bedaurte — „zeigt sich die Anmuth des Geistes, im Unglück der Geist selbst." Das war eine ihrer Sentenzen, die sie abgeschrieben hatte. „So lange Du mir treu bleibst, fürchte ich gar nichts, Roger! Roger brachte sie bis in das Städtchen, bis in das Stübchen, bis an ihr Spinnrad. Das alles rührte ihn so, daß er auf dem Rückwege Plane machte, den Berghauptmann seinen ganzen Haß fühlen zu lassen. Aber der Berghauptmann trug seit dieser Begebenheit den Kopf ein paar Zoll höher als sonst. Er hatte gelernt, wie mächtig er war, und

nicht vergebens. „Sie sollen es fühlen, daß ich Berghauptmann bin!", rief er, und Roger fühlte es zuerst. Er behauptete kühn die Unschuld des Rendanten, und behauptete sie eben so kühn dem Berghauptmann ins Gesicht. Da nannte ihn der Berghauptmann einen Elenden, vor dem ganzen Gewerke.

Aber der Berghauptmann fühlte, daß er es hier mit einem harten Kopfe zu thun hatte. Als Roger seine Dimission erhielt, lud er seine Pistolen, und sagte laut genug: „So ist mirs lieb! Nun Mann gegen Mann! Haut gegen Haut! und kröche er zehntausend Klafter in die Tiefe, ich kröche ihm nach. Er soll mich hinter sich her hören, wie der Bergmann sein neues Leder." Der Berghauptmann hörte das, und ging auf seine Güter.

Die Kiste.

Unter der Erzählung ging es uns närrisch genug. Lenchen betrachtete sie als eine Posse, und hörte nicht auf zu kichern. Röschen kam nicht aus dem Weinen; ihr erschien die Erzählung als ein Trauerspiel. Meine Frau, die sich in den Kopf gesetzt hatte, ihre Kinder sollten Alle reiche Heirathen thun, stieß einen Seufzer nach dem andern aus, und holte den tiefsten, da sie hörte, daß ihres Sohnes Braut mit Spinnen ihr Leben erhalten müßte.

„Nun? was sagt Ihr nun?“ hob Roger an, da er fertig war.

„Daß Deine Laura ein allerliebstes Mädchen ist,“ rief Lenchen.

„Seht!“ fuhr er fort, ohne auf sie zu hören — „nun liegen die vier Weltgegenden vor mir, wie aufgeklaffte Thore eines Gefängnisses, und hinter mir thuts sich zu, und das Leben schleppe ich hinter mir her, wie der Gefangene an der Kette seinen Block.“

„Wie? Du wolltest Lauren verlassen?“ rief Lenchen, und wir riefen es Alle fast auf einmal.

Er antwortete nicht. „Hol's der Henker,“ fuhr er eifrig fort — „was kann ich in der Welt hoffen? Anders bin ich nun einmal nicht, und die Welt wird mir zur Liebe nicht einen andern als ihren dunkeln Spitzbubengang gehen. Wenn nun Laura meine Frau war, und ich war Vater von ein paar Kindern“ — hier that er einen Satz wie ein getroffener Hirsch, ich will wetten, auch mit alle dem Schmerz — „so müßte ich mit ihnen in dem Ugolinos Hungerthurme verschmachten, oder selbst ein Spitzbube seyn! Und so mag mir kein Morgenstern wieder aufgehen, keine Morgenröthe! Ich bitte Euch, laßt sie nicht! o laßt sie nicht, wenn Ihr helfen könnt; denn ich liebe sie schmerzlich! o schmerzlich!“

„Das wird sich finden, Roger,“ sagte Hostmann. „Wir wollen uns Zeit nehmen, das zu überlegen. Eine

ehrliche Seele bist Du, und das ist schon genug.“

Wir gingen zur Ruhe. Am andern Morgen war Roger fort. Er hatte dem Bruder gesagt: er wollte nur Abschied von Lauren nehmen, und damit gut.

Wir saßen in der That diesen Morgen in einer verzweiflungsvollen Lage da. Selbst Lenchen war ernsthaft geworden. Röschen ging mit ihrem Strickzeuge allein im Garten auf und nieder. Wir sahen es sehr wohl, daß der Strumpf, an dem sie arbeitete, ihr zum Thränentuch diente. Wir gingen schweigend um einander weg, als läge eine geliebte Leiche im Hause.

Zwei Tage darauf kam Roger wieder nach Hause. „Das ist abgethan,“ sagte er, und setzte sich in einen Winkel. „Seht, ich möchte den lächelnden Kerl nehmen, und machte ihn zum Thorhüter von dem Hungerthurme, worin sie verschmachten. Er sollte jeden geduldigen Seufzer von Mutter und Tochter, und

jeden ungeduldigen Fluch des Vaters zu Buche tragen; aber der Satan würde doch seine Pasteten essen, und fort lächeln. Doch das ist abgethan! Ich will nun auf und davon."

In dem Augenblick kam ein Post-Laufzettel an mich, daß für mich eine Kiste angekommen wäre von Hamburg. Der Frachtzettel war dabei. Das Frachtgeld war kaum noch aufzubringen. Roger erbot sich, die Kiste zu holen. Er brachte sie nach drei Tagen auf einem Schiebekarren. Er übergab seiner Mutter einen Brief. Sie erkannte die Hand ihres Bruders. Da stieg der Sonnenschein des Lächelns auf ihr Gesicht. Sie las uns vor: „Mir geht es wohl, liebes Riekchen, Dir auch hoffentlich. Das Geschick hat mich umher geworfen, und ich habe ihm immer eine feste Brust entgegen gesetzt. Ich sende Dir hier einige Kleinigkeiten für Deine Mädchen. Vielleicht kommt irgend ein Stück zur Hochzeit recht! Ich liebe Euch Alle. Ich grüße Euch. Ich bin gesund und lustig.

Gott gebe, daß Ihr es auch seyd. Dein Bruder."

Lenchen hatte schon Beil und Axt geholt, und Hostmann eröffnete die Kiste.

„Der Himmel gebe, daß es brav viel ist!" rief Lenchen, mit leuchtenden Augen. Die Kiste enthielt die schönsten, feinsten indischen Zitze, die feinsten Shawle, drei Schnuren Perlen, ein Kästchen mit Hals- und Armbändern.

„O mein Bruder!" rief meine Frau, entzückt. Alle Stücke waren mit den Namen meiner Frau und meiner beiden Töchter gezeichnet. Für mich und meine Söhne war gar nichts da, als drei indische Pfeifen. Mein Schwager war ein großer Raucher. Ich besah die Halsbänder und Armbänder. Die Perlen konnte ich zur Noth taxiren, weil ich damit gehandelt hatte. Lenchen nahm ihre Zeuche, und hielt sie sich gleich an, vor den Octavband vom Spiegel tretend. Den Shawl von Kaschmir warf sie um die

Schulter, und ging lächelnd und stolz auf und nieder.

Hostmann fing an zu taxiren; er meinte, die Kiste möchte wohl an Werth tausend Thaler enthalten.

Ich muß dem Leser es nur gestehen. Ich rechnete in diesem Augenblicke wie der habsüchtigste Jude; ich ermahnte Lenchen, ja keinen Flecken an die Sachen zu bringen. Ich dachte nur an den Verkauf.

Lenchen band ihr Halsband, ihre Armbänder um, maß ein Stück Zeuch, sagte: „Das giebt gut und gern zwei Kleider, und hier" — sie gab Rogern ihre Schnur Perlen — „hier hast Du etwas gegen den Ugolinothurm, Roger, und ein Kleid bekommt Laura von mir, und einen Shawl dazu.

Röschen gab Rogern sogleich ihre Perlen auch, und das Halsband und die Armbänder mir, und sich an Hostmanns Seite stellend, sagte sie zu Lenchen: „Wolltest Du denn wirklich mit

dieser Pracht die arme Hütte beschämen, die wir bewohnen?"

Alle Empfindungen fingen an, sich zu verwirren. Die Perlen in Rogers Hand fing ich an mit hartem Herzen gegen das zu vergleichen, was uns blieb. „Ich dächte, Kinder, wir verführen nicht so rasch, mit dem, was uns das Schicksal vielleicht als seine einzige Hülfe zugeworfen hat."

Meine Frau behauptete: „Wir könnten mit jedem Posttage eine solche, und noch reichere Kisten erwarten. Ich kenne meinen Bruder. Und wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt: so haben wir hier in dieser Hütte zum längsten gewohnt, und wenn mein Wort gilt: so wird nichts von alle dem verkauft. Unser Unglück ist zu Ende, sage ich."

Ich sah Hostmann an, Röschen sah ihn auch an; aber sein Gesicht sagte gar nichts. Er mischte sich nicht in den Streit.

„Mag es werden, wie es will," sagte Röschen. „Die Schnur Perlen gehört

Lauren, nicht wahr, Roger? und grüße sie von mir, von ihrer Schwester!“ und mit diesen Worten ging sie hinaus in den Garten, wo Adolph schon gravitätisch mit seiner brennenden indischen Pfeife auf- und abging.

„Bedenkt doch, Kinder!“ sagte ich.

„Lieber Vater,“ sagte Lenchen — „nehmen Sie alles! aber ein Kleid, das Halsband und einen Shawl möchte ich gern behalten.“

„Alles sollst Du behalten; denn wir dürfen nur meinem Bruder schreiben, wie es uns geht.“

„Die Antwort,“ sagte Hostmann, ruhig — „bleibt wenigstens zwei Jahre aus. Sehen Sie nur nach dem Datum Ihres Briefes.“ Sie sah in den Brief, und er war über ein Jahr alt.

„Gut,“ sagte sie — „wir wollen das Meiste hingeben; aber laß doch Deinen Töchtern die Freude, daß sie einmal gehen dürfen, wie es ihnen gebührt.“

„Gebührt? Riekchen! — — Aber ja, Riekchen!“ rief ich mitten in einem

halben Zorn, der ganz verschwand, da ich einen Blick auf sie warf — „Du hast Recht! Wahrhaftig, Du hast Recht! Die Noth hat nicht allein ihren Theil von dem Glück zu fodern, sondern auch die Freude, und der Wunsch, ach, Riekchen! der so lange nicht befriedigt ist. Ja, Kinder, behaltet die Hälfte, wenn Ihr wollt, und putzt Euch wie Königinnen! Die andere Hälfte wird uns ja lange im Ueberflusse erhalten."

Ich sah ein freundliches, beifälliges Lächeln auf Hostmanns Gesicht. Ich bot Hostmann eine der indischen Pfeifen, und nahm selbst eine. Ein schönes Kästchen von seltenem Holze war angefüllt mit einer Rolle Tabak, von dem Adolph geschnitten hatte. Wir stopften Beide, und gingen zu den Andern in den Garten. Roger folgte uns, er hatte seiner Mutter die beiden Schnuren Perlen zurück gegeben.

Lenchen und die Mutter hielten sich eine um die andere die Zeuche an. Das sahen wir lächelnd, wenn wir vor den

Fenstern vorüber gingen. „Ich kann nicht leugnen," sagte ich zu Hostmannen — „ich wünschte mir zu der lang entbehrten Pfeife eine Tasse guten Kaffee! O meine Frau hat Recht. Man muß das Glück nicht allein an die Noth verschwenden."

Röschen flog ins Haus. Sie brachte nach zehn Minuten mit Rogern ein Tischchen, und einen Kaffee. Adolph pochte ans Fenster, seine Mutter zu rufen und Lenchen. Sie kamen, Lenchen mit einem Shawl über den Schultern, ihren Hals und ihre Arme mit Edelgesteinen geschmückt, das Haar mit Perlen durchflochten, die Mutter zwar ohne allen Putz, aber sie wendete doch ihr frohes Auge nicht von ihrer Tochter ab.

Wir holten Sitze und wir saßen im Schatten eines dunkeln Birnbaums; über uns schlug eine Weindrossel ihren Flöthengesang. Der blaue Himmel hing über uns ohne ein einziges Wölkchen. Die Thäler lagen lachend in dem bunten Herbstkleide vor uns, und der dunkle Tan-

nenwald auf den Bergen erhob das freundliche Gemählde, und paßte zu unsern heitern, seligen Empfindungen, die der Besitz von tausend Thalern, das Ende unserer dringesten Noth, in uns hervor gebracht hatte.

Als wir Alle so freundlich da saßen, und Alle die Hände einander nach und nach über den Tisch zureichten, als ein Auge in das andere sah, da hob meine Frau sogleich an, von ihren Hoffnungen zu reden. Niemand von uns war hart genug, sie zu stören.

Wir hörten sie freundlich an. „Ich weiß wohl," sagte sie, bedenklich — „daß Ihr anders denkt, aber mir trägt es mein Sinn zu, unser Unglück hat aufgehört."

„Wir wollen wenigstens so thun, liebes Rieckchen, der dringendsten Noth abzuhelfen."

„Das heißt," sagte Röschen — „Roger bleibt vorerst hier bei uns, und wir theilen mit Laurens Familie alles, Hoffnung und alles, was wir jetzt haben.

Roger verkauft, denk' ich, Perlen und Halsbänder, so theuer er kann, und die Zeuche behalten wir, bis die Hoffnungen der Mutter erfüllt sind." Roger lag in Röschens Armen. Wir bewilligten Röschens Vorschlag Alle. Wir gaben Rogern Alle die Hand darauf, daß wir mit dem Rendanten und seiner Familie Glück und Unglück theilen wollten.

Er versprach dagegen Lenchen recht feierlich, daß er nicht daran denken wollte, Lauren zu verlassen.

Ich weiß selbst nicht recht, wie es zuging, daß dennoch die Hoffnungen meiner Frau auf uns Alle wirkten, als wären sie gegründet. Wir feierten den Tag am Abend mit einer Flasche Wein, die Roger holte. Es war ein glücklicher Abend. Röschen sogar hatte sich, auf Lenchens Bitte, mit allen Kostbarkeiten geschmückt, die morgen verkauft werden sollten.

Rogers Zitter, unser Klavier, Hostmanns Horn, Adolphs Flöte, und der beiden Mädchen und Rogers

Stimmen füllte unsere arme Hütte mit den Tönen einer frohen Musik. Wir gingen selig aus einander.

Kein Unglück kommt allein, das Glück auch nicht.

Am andern Morgen reiste Roger ab, mit allem unsern Reichthum beladen. Die beiden Mädchen hatten ihm doch ein Kleid und einen Shawl zugesteckt für seine Braut; und da das Städtchen, wo der Rendant wohnte, nicht weit aus dem Wege lag: so hatte er von uns Allen den Auftrag, einen Theil der Kaufsumme in des Rendanten Hände zu liefern.

Wir begleiteten ihn durch das Thal, und er ging vor uns her, und sang zu seiner Zitter, die er mitnahm; denn er hatte berechnet, daß er den Abend spät zu Lauren kommen würde. Wir gingen zurück. Lenchen und meine Frau fielen nun sogleich über ihre Kleider her. Röschen besorgte die Haushaltung; und machte ihr

Lenchen einen Vorwurf, daß sie etwas Besonderes wollte: so sagte sie: „Lenchen, ich mag mich nicht noch einmal von meinem Putze trennen, den ich zu lieb gewinnen könnte.“

Lenchen sah trübe vor sich hin, und antwortete: „Du solltest es nur thun, um uns nicht zu beschämen.“

Da lagen die Schwestern eine an der andern Brust, und Röschen gestand mit Thränen, sie hätte Unrecht, und sie setzte sich, und mit ihrer schöpferischen Hand stattete sie ihrer Schwester Kleid mit alle dem Schmucke, den sie ersinnen konnte, heraus.

„Ich helfe erst Dir, Lenchen, dann Du mir!“ Sie arbeiteten den ganzen Tag, und den dritten Tag waren die Kleider fertig. Es wurde ein neuer Festtag für uns; denn Röschen drang darauf, ihre Mutter und Schwester sollten im vollen Putz Rogern empfangen, den wir erwarteten.

„Nun,“ sagte Lenchen — „nun sollt Ihr sehen, wie mir in diesem Kleide

Musik und Gesang glücken wird.“ Die Instrumente wurden herbei geholt, und wir waren in voller Musik, mitten in einem frohen Chorgesange, indem ich und meine Frau ziemlich laut mit einstimmten, als sich die Thür eröffnete, und — die Prophezeihung meiner Frau wörtlich erfüllte. Denn der Minister stand auf der Schwelle der Thür.

„Ach Ihre Exzellenz!“ rief Röschen, und flog ihm entgegen, ein wenig blöde; aber doch mit einem heitern Vertrauen.

„Ich will meinen Gegenbesuch machen, liebes Röschen,“ sagte der Minister, ihre Hand fassend. Dann zeigte er auf mich. „Das ist Ihr ehrwürdiger Vater?“

„Ja, Ihre Exzellenz!“

„Herr Oberförster,“ sagte er — „ich fuhr hier durch; ein kleiner Unfall hält mich hier ein paar Stunden auf. Mir fiel ein, daß Sie hier wohnten. Ich freue mich, in der Hütte eines so ehrlichen Mannes zu seyn. Ah, Herr — wie heißen Sie doch? ja, Herr Hostmann!

Sieh da, und der Sohn da auch! Nun mein Gott, das ging ja hier fröhlich zu, wie in einem Tempel der Freude. Wer sind denn die beiden Damen da?" fragte er, auf meine Frau und Lenchen zeigend. Da übergoß die Glut der Schamröthe Beide.

„Es ist meine ehrwürdige Mutter, und meine gute Schwester, Ihre Exzellenz!"

„So? hm! hm!" Er verglich Röschen mit den Beiden, und seine Blicke zündeten die Glut auf ihren Wangen nur stärker an.

„Es war auf die Ueberraschung meines Bruders abgesehen, Ihre Exzellenz, den wir mit jeder Minute erwarten. Es war ein Scherz," setzte sie hinzu, auf die beiden Purpurrosen zeigend. Husch war Lenchen hinaus, die Mutter auch, und nach zehn Minuten kamen sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung zurück. Da gab der Minister meiner Frau die Hand, mit den Worten: „Sie sind eine sehr glückliche Mutter, Madame, eine sehr glückliche Mutter, eine sehr respektable Frau!"

„Aber

„Aber lassen Sie sich nicht stören!“ rief er. Sie machten eben ein Chor. „Fahren Sie fort!“

Die Viere stellten sich wieder zum Klavier. Meine Frau wußte nicht recht, wie sie daran war. Ich theilte ihre Verlegenheit, und die Viere sangen frisch drauf los, ohne sich um uns zu bekümmern.

„Darf man ihm etwas vorsetzen?“ fragte mich meine Frau, ängstlich. Der Minister bat sich nach dem Chor ein Glas Wasser aus. „Warum ich eigentlich komme,“ hob er an, seine Lippen mit dem Wasser benetzend — „ist: ich bedarf eines jungen Mannes, der treu ist, und nebenbei Kenntnisse genug hat, der Aufseher meiner Bibliothek und meiner Kabinette zu seyn, der mich mit dem Neuen aus der Litteratur bekannt machen könnte. Ich habe lange hin und her gesonnen, und da fiel mir ein, wie treu Ihr Sohn, Herr Oberförster, seinem Freunde, da dem Herrn Hostmann, war. Sie haben Kenntnisse, junger Mensch, und in meinem Hause Gelegenheit, sie zu vermeh-

ren. Mich dünkt, Sie sind für mich der rechte Mann, wenn ich es für Sie bin."

„O Ihre Exzellenz," hob Adolph an, und wir Alle, Hostmann ausgenommen, fingen mit ihm an: „O Ihre Exzellenz!" — meiner Frau standen die Thränen in den Augen. „Na! na! lassen Sie nur hier die Exzellenz weg, und sagen Sie mir, junger Mensch, glauben Sie, mit mir auszukommen?"

„Ja," sagte Adolph, fest vortretend — „wenn Treue, Liebe, Aufmerksamkeit und ein gerades Herz Ihnen genug ist —"

„Ei, damit kann man ja mit dem Himmel auskommen: warum nicht mit einem Menschen! Also das ist mir genug. Und ist Ihnen die Freundschaft eines alten Mannes, der es mit Ihnen an Treue, an Redlichkeit zum mindesten aufnimmt, genug: so wären wir des Handels eins, und Sie können heute mit mir fahren. Sie haben hin und wieder etwas zu schreiben, Schubart, was nicht über Ihre Lippen

kommen darf. Gefährliche Sachen nicht. Aber dazu bedarf ich Treue."

Ich sah es meiner Frau an, wie bei diesem freundlichen Benehmen des Ministers ihr der Wunsch in der Brust arbeitete, ihm unsere Unfälle zu klagen. Er kam von selbst darauf; aber er lobte nur mein männliches Benehmen, ohne irgend etwas zu versprechen.

Nun erhielt meine Frau den Muth, dem Minister etwas anzubieten. „Recht gern," sagte er, auf die Uhr sehend — „der Mond geht um Neun auf. Ich nehme ein gastfreundliches Abendbrod an." Das hatte meine Frau nicht erwartet. Sie zitirte mit einem Blicke Röschen in die Küche, die für alles Rath wußte; dann mußte auch Lenchen hinaus, dann Hostmann. Der Minister ließ sich von mir die Geschichte meiner Absetzung geben. Er hörte sie aufmerksam an, und sagte dann auch nicht ein Wort. Seltsam, an Roger und den Rendanten dachte kein Mensch.

Die Gesichter, die ins Zimmer kamen, wurden immer heller und heller, ich schloß daraus, daß sie irgend etwas erfunden hätten, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und die Ehre unserer Gastfreundschaft zu retten. Es wurde dunkler, man brachte Licht, die Mädchen deckten. Der Minister mußte aus einer Ecke in die andere retiriren. Der Tisch füllte sich. Endlich brachte Röschen eine Weinsuppe. Wir wollten uns eben setzen, da flog die Stubenthür auf, und Roger rief herein: „Hier habt Ihr sie! hier habt Ihr meine Laura!"

Das Theater, worauf diese rührende Szene nun gespielt werden mußte, war durch den Tisch so eng, und der Name Laura wirkte so mächtig auf uns, daß wir unsern vornehmen Gast und Alles in der Welt vergaßen, und einen schönen Kranz von Liebe um das Mädchen her schlossen, das schluchzend zu meinen Füßen sank, und Vater! Mutter! mit Tönen der höchsten Liebe rief.

Der Minister rettete sich vor unserm Gedränge in den kleinsten Winkel. Wir hatten ja eine neue Tochter, eine neue Schwester, ein neues Herz, das uns gehörte, an unsre zu drücken! Laura legte ihr Gesicht bald an meine Brust, bald an der Mutter Brust, uns Beide auf einmal umarmend. Aber sie wurde uns entrissen, von den Mädchen, von Röschen, von Lenchen. „Schwester Laura,“ sagte Röschen, und drückte das weiche Herz an die Brust des Mädchens, die den Bruder liebte. Dann rief Lenchen: „So habe ich sie mir gedacht, mit diesen hellen Augen, mit diesen schönen Augenbraunen, mit diesem muthwilligen Lächeln. Ach, Laura, Laura, der wird Dir noch manche böse Stunde machen, mit seinem wilden Wesen! Unter der Erde, in seinen Schachten ist er so hart geworden, wie sein Erz, und so finster, wie die Nacht. Aber wir wissen schöne Dinge von Dir, Laura, den Kastanienbaum vor Deinem Fenster, und die Laurentius-Nacht.“

Laura sah ihren Roger an und drohete mit dem Finger.

„Ich habe alles erzählt,“ rief er — „vom ersten Tage an bis an den letzten, Laura! Und ich wollte, der Minister sähe hierher, wie glücklich ich dennoch jetzt bin, trotz seiner Ungerechtigkeit.“

Bei dem Worte Minister zupfte ihn meine Frau, ich trat auf seinen Fuß. Sein Bruder gab ihm mit der Faust einen tüchtigen Stoß. Lenchen legte ihm die Hand auf die Lippen, Röschen zog ihn an der andern Seite. Aber zum Schweigen brachte ihn das Alles nicht.

„Ach, Ihre Exzellenz!“ hoben wir Fünfe auf einmal an, und Roger erblickte jetzt den Fremden in seinem Winkel. Er kam hervor. „Ihr Wunsch ist erfüllt, junger Mensch. Der Minister sieht, wie glücklich Sie sind, und was noch mehr ist, der Minister beneidet Ihnen diese Stunde.“ Roger wußte nicht, wie ihm geschah. „Ach, Ihre Exzellenz,“ sagte meine Frau, ängstlich bittend — „wenn Sie wüßten, welch Unrecht unserm armen Jun-

gen geschah! — und uns Allen!" setzte sie schluchzend hinzu.

„Und dem ehrlichen, braven Vater dieses Mädchens," rief Roger — „der nun mit Weib und Kind in Ugolinos Hungerthurme auf dem Laurentiusroste der langen Armuth fest gebunden liegt! Hätte nicht mein armer Vater seine Armuth mit ihm getheilt: so — o ich mag nicht daran denken!"

Nun aber war meine Frau wieder in die wirkliche Welt zurück gekehrt. Sie bat mit vieler Demuth den Minister, Platz zu nehmen.

„Nein," sagte der Minister — „hieher gehört der theurere Gast, die Braut des Sohnes, so viel ich verstanden habe." Er führte Lauren an den Oberplatz. Es mußten noch zwei Sitze bereitet werden. Er drang durchaus darauf.

Endlich saßen wir denn, der Minister zwischen meinen beiden Mädchen. Hostmann, wie immer, neben Röschen, und Laura und Roger oben an. Ich erfuhr von meiner Frau, daß in des Mi-

nisters Wagen alles mitgekommen, was auf unserm Tische war. Hostmann öffnete die erste Flasche Wein, und schenkte die Gläser, die da waren, voll. Der Minister fing an, mit Röschen zu plaudern, dann mit Lenchen, die nach dem ersten Glase Champagner eben so zu sprudeln anfing, als der Wein, den sie trank.

Der Minister, der die Gabe hatte, Jeden zutraulich zu machen, wollte nun Rogers Geschichte wissen. Lenchen übernahm die Erzählung, und zwischen durch stieß der Minister mit ihr an, und ihre Erzählung wurde so lustig, daß endlich das Lachen um den Tisch her ging, und selbst die erröthete Laura mitlachen mußte.

Hostmann mischte sich nun hinein, die Freude wurde nun immer lebhafter und feiner. Meine Kinder wurden nach und nach Alle in den Wirbel der Freude hinein gezogen, bis auf Roger, der sein ernsthaftes Wesen behielt. Wir sangen

Trinklieder, andere Lieder, Roger und Laura Bergmannslieder.

Endlich sah der Minister in die Uhr. „Ums Himmels willen, Kinder," rief er — „es ist Elf." Er stand auf. Wir Alle mit ihm. „Ich bin," sagte er, mir die Hand drückend — „in einem Hause gewesen, wo man eine halbe Stunde vergaß, daß ein Minister da war, wo der Minister übersehen wurde. Das ist eine Seltenheit, die ich Ihnen danke, Herr Schubart; aber heute hab' ichs selbst einmal von ganzem Herzen vergessen, daß ich Minister bin, und das ist eben so selten; und das danke ich wieder Ihnen. Ich sehe, es ist zu spät, Ihren Adolph heute Abend mitzunehmen. Auch will ich ihn nicht von der neuen Schwester reißen. Senden Sie mir ihn in acht Tagen. Ich sage Ihnen, er soll mir willkommen seyn. — Adieu, Kinder," rief er — „ich danke für einen Tag einer reinen menschlichen Freude!"

Er war fort.

Die jungen Leute sagten sogleich gute Nacht; denn Laura sollte nun erzählen. Wir drei Alten blieben allein.

„Nun, wer hatte nun Recht?“ rief meine Frau mit einem Gestus, als segnete sie eine Volksmenge, die vor ihr knieete. „Unser Unglück ist vorbei,“ sagte ich — „und wir gehen nun bessern Tagen, ja, den schönsten Tagen entgegen. Meinen Sie nicht, lieber Nachbar? meinst Du nicht, Väterchen?“

„Mir ist's als ein Traum, Hostmann,“ sagte ich, die Hand an die Stirn legend — „Gott gebe, daß uns diese seltsame Begebenheit etwas Gutes bedeutet! Haben Sie je außer einem Romane von einem Minister gehört, der — der — so ist wie dieser?“

„Ich gestehe, nein!“

„Haben Sie gehört, daß er es öfter so macht?“

„Ich gestehe, nein!“

„Öfter? öfter? wo will er auch zwei Menschen finden, wie Adolph und Röschen?“

„Rieckchen, Rieckchen! hat nicht Röschen erzählt, Adolph hätte ausgesehen, wie ein Mensch auf dem Richtplatze, und sie nicht besser? Das soll mir Niemand weiß machen, daß es wir sind, wir, die den Minister anziehen. Wäre er jünger: ich wüßte, was ich davon zu denken hätte. Freund, es will mir nicht gefallen, und mitten in der Freude heute Abend am Tische fiel mir doch ein: wenn er nur nicht uns oder einen von uns zu dem Pfötchen machen will, die Kastanien aus dem Feuer zu holen."

„Das könnte einem einfallen," sagte Hostmann.

„Mein Gott," rief meine Frau, sich zu uns niedersetzend; sie war bis dahin stolz wie eine Tragödien-Heldin auf- und niedergegangen — „Du bist ein grundehrlicher Mann, der Minister auch!"

„Reicht nicht hin, es zu erklären."

„Es ist dann eine Schickung Gottes," rief sie, eifriger.

„Ein Minister läßt sich nicht von Gott schicken; das reicht nicht hin, liebes Rieck-

chen! Aber die Zeit wird es ans Licht bringen, und sein Katzenpfötchen für heiße Kastanien bin ich nicht. Das wird er schon merken."

Der Glücksstern kulminirt.

Am andern Morgen befand sich denn die ganze Familie in dem kleinen Stübchen. Lenchen schnatterte leise mit einer großen Schnelligkeit auf Laura ein, und paßte ihr ein Kleidungsstück nach dem andern an, und bedaurte nichts mehr, als daß Perlen und Halsbänder verkauft wären, da der Minister nun unser Freund war. Der ernste Roger stand dabei, und betrachtete mit Vergnügen, wie seine Braut herausgeputzt wurde. „Wenn nun erst," hob das Mädchen stolz an — „wenn nun erst" — und sie marschirte mit stolzen Schritten das Stübchen entlang, und machte ihre Plane, die auf die Freundlichkeit des Ministers gebaut waren.

Am andern Fenster saß Hostmann am Klaviere; und Röschen, über ihm mit dem lieblichen Gesicht voll schöner, hoffender Freude gelehnt, sang:

Meine Sitten, meine Tugend,
Jedes stille Gefühl, und jedes Verlangen der Seele,
Mein ganzes Leben sey — gleich meiner Laute Gesang, —
Euch geweihet, o Grazien!

Adolph stimmte mit ein. Meine Frau ging, den Blick in sich zurückgezogen, auf und nieder, und baute Luftschlösser, und legte, indem sie vorüber ging, bald Röschen die Hand auf das Haupt, bald Lenchen. Ich saß still im Winkel, und sann, welchen Plan der Minister eigentlich mit uns haben könnte, und sann nichts heraus.

Ihr der Mäßigung holde Göttinnen!

sang Röschen. „Ich denke, sie sollen," sagte meine Frau in demselben Augenblicke zu mir — „Dir den ganzen Gehalt seit den vielen Jahren nachzahlen."

„Guter Gott!" rief ich — „Frau, welche Luftschlösser!" Ich rief das

mit harter Stimme. Und Röschen sang:

Auch dem störren Biedersinn waltet zur Seite!

Es war, als sänge sie uns Allen Satyren; aber sie wußte nur, daß sie sang.

Meine Frau machte sich endlich Bahn mit ihren Gedanken; denn sie flogen am höchsten. „Wenn Sie zu Hause kommen, gute Laura," hob sie an — denn Laura wollte den Vormittag noch wieder in Rogers Begleitung nach Hause — „so sagen Sie Ihrem Vater, was Sie hier gesehen haben, daß der Minister mit uns lebt wie ein Bruder, und daß er Gerechtigkeit erhalten sollte."

Laura machte eine leichte, rasche Verbeugung, und küßte ihre Hand. „Und sagen Sie," hob ich an — „dem Vater, daß mir das alte Sprichwort jede Minute einfiele: Iß nicht mit großen Herren Kirschen!"

Sie machte mir eben einen so schnellen Knix, küßte meine Hand auch. Ich sah, daß sie ihren Kopf so gut voll hatte, wie wir die unsrigen. Nun kam es endlich

zur Abreise. Alles begleitete die heitere, flinke, muthige Laura. Ich und meine Frau blieben allein.

„Hostmann," sagte sie — „wird wieder gegen alles, was nun geschehen muß, etwas haben."

„Was muß denn nun geschehen?" Meine Frau rechnete, „und hätten wir alle Minister zu Freunden gehabt, wir hätten das nicht erhalten."

„O ihr der Mäßigung holde Göttinnen!" hob ich an; aber meiner Frauen schönen Träume erheiterten mich wirklich, wie sie zuletzt immer thaten. Ich gestand ihr zu, der Minister könnte wenigstens nichts Uebeles mit uns vorhaben.

„Nichts Uebeles?" rief sie, und nun ging sie wieder und baute an ihrem künftigen Glück. Ich wartete auf Hostmanns Meinung. Unsere Kinder kamen zurück, die Sache wurde nun bei vollem Parlamente überlegt. Wir fanden, was Hostmann gleich anfangs gefunden hatte, daß nichts zu überlegen war, als für Adolphs Ausstattung zu sorgen,

und die Zukunft ruhig abzuwarten. Einen Theil des Geldes wendeten wir nun an Adolphs Wäsche und Kleider. Die Mädchen gingen in die nächste Stadt, um einzukaufen. Lenchen hatte, das sahen wir Alle, geheime Aufträge von der Mutter.

Als sie hoch beladen zurück kamen, da sah ich wohl, wir würden uns wohl noch einmal zu Schmetterlingen verpuppen sollen. Aber meine Frau hätte es noch viel schlimmer machen können, und ich hätte dennoch nichts gesagt; denn Röschen sang mit der schönen, besänftigenden Stimme:

Dem störren Biedersinn wallet zur Seite.

Als Adolph in die Residenz abging, konnten wir Alle, recht hübsch gekleidet, ihn durch das Thal begleiten. Nur Hostmann allein ging noch, wie gewöhnlich. Meine Frau bat ihn angelegentlich, seine Kleidung mit der Unsrigen zu verändern. Er schlug es ihr höflich ab. Sie bestand dann zum wenigsten darauf, er sollte eine Perücke vom schwarzen Haar tragen und

den Schnurrbart ablegen. Er schlug es ihr wieder ab. Sie ließ ihm nun den Schnurrbart, der von dem schönsten, blonden Haar war, und der ihm, wenn man sich erst daran gewöhnt hatte, gar nicht übel stand; aber auf eine andere Haartour bestand sie durchaus, und Hostmann siegte, wie immer. Er behielt die Tour von weißem Ziegenhaar, die ihn in der That entstellte.

Lenchen neckte ihn zuweilen damit, und er half ihr; aber Röschen sagte nie ein Wort dazu. Die Mädchen waren Beide eins, daß man sich daran gewöhnte; Röschen konnte zuweilen behaupten, es stände ihm alles so gut, daß sie nicht wüßte, was ihm besser stehen könnte. Er blieb also unter uns der Einzige, der sich nicht verpuppte. Röschens Kleidung, meine Frau mochte machen, was sie wollte, blieb immer der vorigen ähnlich. Lenchen gestand, Röschen sey immer geputzt, sie möchte tragen, was sie wollte.

Meine Frau hoffte von einer Morgenröthe zur andern, es würde der Kammerbote kommen, der mich wieder in meine Stelle einsetzen sollte; und jede Morgenröthe täuschte ihre Hoffnung. Adolph schrieb, daß es ihm bei dem Minister erstaunlich wohl ginge. Der Minister sey ein Engel, der ihn auf den rechten Platz gestellt hätte, um recht eigentlich in seinem Fache fort zu arbeiten. Er hätte in dem Hause nichts zu thun, als über Tische, wenn sie allein wären, dem Minister von den neuesten Büchern etwas zu sagen, ihm eine halbe Stunde etwas vorzulesen, alle acht Tage einen Brief zu schreiben. Uebrigens sey er Herr und König im Hause. Roger besuchte ihn. Er hatte Aufträge von seiner Mutter. Der Minister hatte Rogern mit sehr vieler Auszeichnung aufgenommen. Er hatte sogar von seiner Beförderung in ein anderes Amt mit ihm gesprochen.

Roger war voll Hoffnungen, meine Frau noch mehr, Adolph weniger. Endlich hielt der Minister Wort. Roger

erhielt eine kleine Akzise-Bedientenstelle in dem Städtchen, wo Laura wohnte.

Es war eine lächerliche Szene, als die Bestallung bei uns ankam. Das große fürstliche Siegel auf dem großen Briefe leuchtete wie die Krone Fortunens meiner Frau ins Auge. „Nun sollt Ihr sehen!" rief sie, einen kleinen Blick auf mich und Hostmann werfend, während Roger das Siegel mit der Scheere ausschnitt.

„Kontrolleur in Reinberg!" las Roger und setzte einen derben Fluch hinterher.

„Kontrolleur?" sagte meine Frau mit stockender Stimme.

„Reinberg?" rief Lenchen — „da wohnt ja Laura, Roger! Wie kann der Mensch dabei so fluchen, wenn ihn das Schicksal an den Ort bringt, wo seine Geliebte wohnt?"

„Pah," rief Roger — „ich will nicht!" Er warf den Brief auf den Tisch. Hostmann las ihn. „Drei hundert Thaler trägt die Stelle, Roger," sagte Hostmann. „Mich dünkt, Dein Va-

ter würde sich glücklich schätzen, wenn er diese Stelle hätte."

„Kontrolleur? Kontrolleur?" rief Roger — „ist der Minister toll, mich an den Schreibetisch schmieden zu wollen? Lieber will ich mich an einen Karren schmieden lassen, da ist doch Bewegung!"

„Wenn nur der Titel anders wäre," sagte meine Frau — „das hätte er doch thun können, uns zu Liebe." Lenchen blieb dabei, es hätte Rogern nichts Glücklicheres begegnen können als dieses, was ihn in ein Städtchen mit Lauren brächte. Das meinte denn Roger auch, nachdem die Idee, die zuerst sein heftiger, stolzer Charakter ergriffen hatte, in die weichen Hände der Liebe fiel.

Aber von mir war gar die Rede nicht, auch nicht von dem Bergrendanten. Auch machten Adolphs Briefe, der zuweilen die Rede auf diese beiden Punkte mit dem Minister brachte, gar keine Hoffnungen dazu. Meine Frau hatte sich geirrt. Der Minister hatte auch den Einfall nicht wieder, uns zu besuchen. Das Geld ihres

Bruders war größtentheils ausgegeben. Adolph erhielt zwar Geld von dem Minister; aber der Minister sah gern, wenn die Menschen, die mit ihm in Verbindung waren, sich vorzüglich kleideten, da er hingegen sehr einfach ging. Er konnte uns nur Kleinigkeiten senden, die ihren Werth hatten, aber doch gar nicht an die Hoffnungen meiner Frau reichten.

Roger trat seine Stelle erst in drei Monaten an. Von seinen dreihundert Thalern, besonders, wenn er Lauren gar heirathen wollte, wozu Hostmann mit feuriger Beredtsamkeit rieth, war nicht ein Groschen abzugeben. Wir hatten nichts gewonnen durch den Besuch des Ministers, als daß wir einen fleißigen Arbeiter weniger im Hause hatten, und daß nun die Arbeit des Gartenbaues, und der kleine Acker, den wir gepachtet hatten, auf Hostmanns Schultern lag.

Es hielt schwer, daß meine Frau ihre Hoffnungen fahren ließ; aber sie mußte, und so gerieth alles nach und nach wieder an den alten Platz. Die arme Helena

war gezwungen, ihren Shawl und ihr feines indianisches Kleid bis auf bessere Zeiten noch einmal wieder wegzuhängen, und die unschuldige Brust noch einmal wieder mit Leinwand einzuhüllen.

Roger ging nach seinem neuen Amte ab. Wir fingen wieder unser genußreiches Leben an, das sich theilte in Arbeit und in die feinsten Vergnügungen, der Musik, des Vorlesens, des Nachdenkens, des Plauderns darüber. Meine Frau fing sogar an, einen größern Theil daran zu nehmen. Wir vergaßen jeden Abend richtig unsre Armuth. Adolph versorgte uns mit den neuesten Musiksachen, mit den schönsten Kupferwerken, Reisebeschreibungen, Dichtern, aus des Ministers Bibliothek.

Seine Briefe an Röschen und Hostmann wurden für uns eine neue Freude. Wir sahen in jedem Briefe einen neuen Zug seiner Heiterkeit, seines Glücks. Er sprach mit einer Ehrerbietung ohne Gränzen, von dem Minister, der sehr tief bei seiner Mutter gesunken war. „O

Röschen," so endigte sein letzter Brief — „ich schwimme in einem Meere von seliger Wonne! Wenn ich sehe, wie ich geliebt bin, und wie ich's verdiene: so treten Thränen in mein Auge. O bald, bald werde ich Dich sehen, und Du sollst hören, wie glücklich Dein Adolph ist."

„So ist doch Einer von uns glücklich," sagte meine Frau, lächelnd.

„Einer?" rief Lenchen. „Ich weiß noch Einen, Rogern. Kommt er von dem Zoll: so sitzt er Abends bei Lauren; und Mütterchen, Mütterchen, das muß doch jede Freude übertreffen!"

„Adolph und Roger nur?" rief Röschen. „Ich kenne noch Einen von uns!"

Sie meinte sich selbst. „Freilich, freilich, Röschen! Wenn zwei Dinge nicht wären: Du säßest dem Glücke so gut im Schooße wie Roger." Röschen erröthete, und Lenchen flog in ihre Arme.

Hostmann war nicht gegenwärtig. „Ich kenne noch Einen," rief ich hier.

„Und Kinder, wenn wir des Abends so sitzen unter Musik, und unter den Dichtern: ich wüßte nicht, welch ein Gott noch etwas unserm Glücke hinzusetzen könnte.“

„O,“ sagte Röschen — „könnte ich vom Schicksal etwas erbitten, ich bäte um nichts, als um eine ewige Dauer der Gegenwart.“

Lenchen schüttelte das Köpfchen. Man sah an ihrer Miene, sie hätte doch noch um etwas das Schicksal zu bitten gehabt.

Sogar meine Frau gestand, daß ihr nichts fehlte als höhere Fenster, höhere Zimmer, Gardinen, Sofa's, lauter Dinge, die wir nicht vermißten, und sie selbst nicht. Wir setzten das Gespräch fort, da Hostmann vom Felde kam, wohin ihm Röschen jedesmal entgegen ging mit ihrer Schwester, oder ohne ihre Schwester. Wir gestanden Hostmannen Alle, daß das schönste, das feinste Glück, was das Schicksal an Menschen zu vertheilen hätte, in unserer Hütte wohnte;

und nie, nie waren wir so arm gewesen, als eben jetzt. Aber wir hatten satt, wir waren gekleidet, wir hatten für die dringende Noth noch einen kleinen Nothpfennig, und was mehr als alles sagen will, zwei Söhne, die alles für unser Glück würden dahin gegeben haben, und Hoffnungen dazu, die sich auf die Liebe des Ministers zu Adolph gründeten.

Ein kleiner Umstand beunruhigte meine Frau noch sehr: Röschens und Hostmanns Verhältniß. Die Freundschaft zwischen Beiden, das Vertrauen war von Monat zu Monat gewachsen. Daß Hostmann Röschen mit einer heftigen Leidenschaft liebte, war uns Allen merklich, nur vielleicht Röschen nicht. Daß sie ihn liebte, behauptete Lenchen, wir wußten nicht recht, warum. Daß Hostmann sich nicht erklärte, der doch so viel wissen mußte, als Lenchen, war uns ein Räthsel, aber meiner Frau herzlich lieb. Denn so sehr sie auch gezwungen war, unsern Nachbar zu achten und zu lieben: so dachte sie doch

allemal mit dem entscheidendsten Widerwillen an den Augenblick, da einmal Hostmann seine Liebe erklären konnte. Daß Röschen, mochte sie ihn lieben oder nicht, ihm ihre Hand geben würde, das hatte Röschen einmal ihrer Mutter bestimmt erklärt. „Denn,“ sagte sie mit rollenden Thränen — „was dürfte einer von uns dem Manne abschlagen, der uns Alles, Alles gegeben hat, was er hat, was er ist; der die Freude, das Glück unseres Lebens, die Quelle all' unserer Tugenden ist!“

Aber Hostmann schien selbst zu fühlen, daß es ungerecht sey, diesen Lohn zu verlangen. Das rechnete ich ihm hoch, meine Frau zu seinem Verdienste gar nicht an. Sie wünschte oft mit bittern Seufzern, nur darum reich zu seyn, um Hostmann belohnen zu können, damit er nicht einen Lohn fodern möchte, den sie ihm so gern abgeschlagen hätte.

Es war fast ihr einziges Gespräch, wenn sie mit mir allein war.

„Lieber Gott, Riekchen, wenn nun Röschen glücklich mit ihm würde!"

„Glücklich!" sagte sie, die Hände ringend — „Ja, ich kann es nicht leugnen, sie wird nie einen Mann finden, der sie so liebt, der es so versteht, glücklich zu machen; aber — du gütiger Gott! das junge, schöne Mädchen!"

Meiner Frauen Wunsch wurde schneller erfüllt, als wir Alle dachten. Der alte geizige Oheim in Hannover, von dem wir wußten, er hatte sein Vermögen einem alten Geizhals vermacht, seinem Freunde, der aber mit seinem Testamente nur nach dem Vermögen seines Freundes zielte, und es auch wirklich erhielt, weil der auch ein ähnliches Testament machen mußte: dieser alte Geizhals starb, und setzte meine Frau zur Universal-Erbin ein. Der Brief von der Erbschaftskammer in Hannover kam an meine Frau, mit der Abschrift des Testaments. Meine Frau wurde eingeladen, die Erbschaft in Besitz zu nehmen.

Es war zu unsern Ohren gekommen, daß der Mann so reich nicht sey, als das Gerücht ihn gemacht hatte. Indeß wir rechneten doch auf mehrere tausend Thaler, und so machte diese Nachricht eine große Wirkung auf uns.

Nach einer Stunde schon waren wir fertig, nach Hannover abzureisen, wenn das Geld, das die weite Reise erfoderte, da gewesen wäre. Wir nahmen zusammen, was wir hatten, und fuhren auf einem Leiterwagen in die Residenz. Hostmann wollte unterdessen allein haushalten. Wir versprachen, ihm sogleich Nachricht zu geben. Hostmann begleitete uns in die Residenz. Er verschaffte uns hier eine Summe Geld, zu unserer Ausstattung und zu unserer Reise. Dann nahm er Abschied von uns, und wir reisten nach Hannover ab.

Wir fuhren vor das Haus unsers Oheims; ein wahrer Pallast! Sobald wir uns legitimirt hatten, wurden die Siegel abgenommen, und wir in den Besitz gesetzt. Alle unsere Erwartungen wa-

ren übertroffen, die allerkühnsten Hoffnungen blieben hinter der Wirklichkeit zurück. Wir trafen die Spuren des niedrigsten Geizes neben der Pracht des größten Reichthums.

Mich schauderte, da meine Frau die beiden Flötenuhren aufzog, sie stellte, und nun auf einmal beide anfingen, die Eine: Straf mich nicht in deinem Zorn; die Andere: Ein Mädchen oder Weibchen! wie mein Schwager erzählt hatte.

Meine Frau flog durch die Zimmer, durch die Säle, mit einem großen Bund Schlüsseln, schloß alle Schränke auf, alle Schubfächer, und erstaunte immer mehr vor dem Glück, das ihr nun entgegen lächelte. Lenchen war hinter ihrer Mutter her, mit den drolligsten Anmerkungen, über die tausendfachen Sachen, die der selige Oheim gehabt hatte.

Ich las in seinem Hauptbuche die Summen seiner außenstehenden Kapitalien, seiner Besitzungen. Dann in den Pfandbüchern die bei ihm heimlich versetzten Pfänder. All sein Geräth war mit

der äußersten Genauigkeit verzeichnet, alle seine Schränke numerirt, und angegeben, was in jedem Schubfache war.

Röschen saß an seinem Schreibtische, und beschrieb für Hostmann mit einem innigen Vergnügen die Reise, die sie gemacht hatte. Wir saßen am Abend da, und sahen uns erstaunt einander an, ohne ein Wort zu reden. Diese gänzliche Umänderung unserer Umstände hatte unsere Phantasie nicht in Bewegung gebracht, sondern betäubt.

Wir hätten den ersten Abend unseres Reichthums hungern müssen, wenn nicht Röschen für ein Abendbrod gesorgt hätte. Wir aßen, ohne zu reden. Meine Frau hatte die ungeheure Menge Schlüssel um sich her gebunden. Sie traute Niemandem, sie traute sogar ihrer eigenen Tochter, Lenchen, nicht recht. Sie konnte nicht ersinnen, wie sie sich durch die Menge von Vorstellungen, die auf ihren Kopf zuströmten, durchfinden sollte.

Die erste Empfindung, die sich in ihrer Seele Raum machte, war die Furcht, man möchte ihr den Reichthum wieder nehmen.

Die alte halbverhungerte Magd im Hause sah ihr aus, als hätte sie Lust, ein paar Schränke auszuplündern. Die Bedienten, von denen nicht einer einen Rock hatte, der paßte, schienen ihr Spitzbuben und Meuchelmörder. Sie wünschte hundert Mal, sie hätte doch Hostmannen mitgenommen, trotz seiner Haartour und Kleidung.

Wir legten uns früh nieder, denn wir waren ermüdet von der Reise. Meine Frau hatte ängstliche Träume, und wenig Schlaf. Ich selbst sann darauf, wie wir nun unser Leben einrichten sollten, um die Freuden, welche der Reichthum geben kann, recht reichlich zu genießen. Mir gingen tausend Plane durch den Kopf, und ich bezahlte ebenfalls mit einer unruhigen Nacht den Reichthum.

Röschen hatte in einem Zimmer ein sehr schönes Fortepiano gefunden, das der

Geizhals um eine Kleinigkeit einer verarmten Familie abgedrungen hatte, deren letzte Freude es gewesen war. Das erzählte mir der eine Bediente, den ich fragte, ob der selige Herr musikalisch gewesen wäre?

Während Röschen das Meer der Flötentöne mit den prüfenden Fingern durchlief, die Brust immer mehr voll Frieden sog und endlich mit der jubelnden Stimme sang:

Im ew'gen Schönen,
In Aethertönen,
Hat meine Seele
Ihr Vaterland.
Ein hoher Glaube
Hebt sie vom Staube,
Hält meine Seele
Nach Gott gewandt.
Im süßen Liede
Kommt hoher Friede
Auf meine Seele
Von Gott gesandt.

während sie so sang, lief meine Frau wieder aufs neue von Schrank zu Schrank, von Koffer zu Koffer, und Lenchen mit

mit ihr. Und leise knüpfte Lenchen große Perlenschnuren in Röschens schönes Haar. Sie schlang um den weißen Hals ein reiches Band von Edelsteinen, und vertauschte die kleinen vergoldeten Ohrenringe mit Brillanten-Gehängen.

Die begeisterte Sängerin merkte nichts. Sie zog die reine Brust voll Luft, und hob stärker an:

Mit höhern Mächten,
In heiligen Nächten,
Spricht unerschrocken
Der Hochgesang.

Da rief meine Frau: „O mein Gott, Röschen, wir haben hier mehr zu thun, als mit Deinen höhern Mächten zu reden! Hilf mir mit!“ Sie stand beschämt auf, und flog an die Seite der Mutter, die nun nichts für sie zu thun hatte.

„O liebste Mutter,“ sagte sie, schmeichelnd — „von Allem, o von dem Allen schenken Sie mir das Instrument!“

„Recht gern," sagte meine Frau, freundlich, und wurde noch freundlicher, da sie den Reichthum um ihrer Tochter Haupt herhängen sah.

„Das Instrument war die letzte Freude einer verarmten Familie, Röschen," sagte ich, und erzählte, was ich eben von dem Bedienten gehört hatte.

„Die letzte Freude einer verarmten Familie?" wiederholte sie. „Gottlob, es ist mein! Ich sende es der Familie zurück."

„Wie? zurück? bist Du nicht gescheut? Das ist ein theures Instrument! Das geht nicht."

„Liebste Mutter, einer verarmten Familie! Vor wenig Tagen waren Wir eine verarmte Familie. O Mutter, hätte uns die Noth unser kleines Klavier genommen, oder Hostmannen seine Flöte!"

„Wir wollen ihnen ein Klavier schicken," sagte meine Frau, mit finsterm Auge.

„Recht, Frau," rief ich — „fahr nur so fort! recht! Die letzte Freude war das

schöne Instrument. Jeder Ton des Klaviers erinnere sie mit Schmerz an die schönen Flötentöne des verlornen Instruments!" — „Röschen, sorge für Träger, und schreib ein Billet dabei! Sie heißen Grellmanns. Der Bediente weiß das Haus."

„Wissen wir denn schon," sagte meine Frau, lauter — „ob wir so viel zu verschenken haben?"

„Und wäre es die Hälfte der Erbschaft: so möchte ich die letzte Freude einer verarmten Familie nicht um mich haben! Schick es fort!"

„O gebt nur, gebt nur!" rief meine Frau, weinend. Ich führte sie an eine Chatulle, mit Gold gefüllt.

„Ach, guter Herrmann," sagte sie jetzt — „laß mich doch nur erst zur Besinnung kommen!"

„Auf eine gute That soll eine Frau, wie Du, sich nicht erst besinnen dürfen. — Schick es fort, Röschen!"

Das Instrument wurde fortgeschickt. Röschen spielte so lange darauf, bis

die Träger kamen. Sie schrieb an den Herrn Grellmann, daß sie von ihrem Oheim die Anweisung in dem Instrumente gefunden hätte, es ihm zuzusenden.

Ich sah mit jedem Augenblicke mehr ein, daß die Erbschaft meine Frau noch immer betäubt hielt; denn sie hatte unendlich viel zu thun und that nichts, als daß sie hundert Mal wünschte, Hostmann da zu haben, um von dem die Kostbarkeiten taxiren zu lassen.

Sie vergaß die gewöhnlichsten Dinge. Wir hätten wieder zu Mittag nichts zu essen gehabt, wenn Röschen nicht daran gedacht hätte. Sie ließ nun alles, was Kostbarkeit und Geld war, in ein feuerfestes Gewölbe bringen, dessen Fenster mit eisernen Stäben verwahret war. Sie that mir den Antrag, unsere Betten vor die Thür des Gewölbes setzen zu lassen.

Ich schüttelte nur schweigend den Kopf. Ich wußte gewiß, sie würde sich besinnen; irgend etwas mußte das Herz, das sich verschlossen hatte, erschüttern.

„Kinder,“ sagte ich — „ich möchte das Gold und alles zum Fenster hinaus werfen, so betrübt bin ich!“

„Das wäre doch Schade,“ sagte Lenchen. „Aber, Vater, lassen Sie mich nur machen! Die Mutter muß zerstreut werden.“ Sie hüpfte zu ihr. Nach fünf Minuten kam meine Frau, mit einem freundlichen Gesichte, das gar nicht mehr aussah wie Geiz. Röschen und Lenchen sollten zu Kleidern einkaufen, Putz, alles, was für unsern Reichthum sich schickte.

Das war Lenchens Mittel gewesen, ihre Mutter auf eine andere Gedankenreihe zu helfen. Aber die verdammte Erbschaft hatte doch eine sichtbare Wirkung auf meine Frau. Sie bestellte zwar alles recht prächtig, aber sie zählte zehnmal die Goldstücke, die sie dem Mädchen mitgeben mußte.

„Ich bitte Dich, Riekchen,“ sagte ich, als die Mädchen weg waren — „vergrabe Dein Herz nicht unter den Goldhaufen. O laß mich unsere vergangene

Armuth nicht bejammern, unser Glück und unsere Liebe.“

„Nun denn, so rathe mir, was wir machen müssen. Ich allein muß denken, sinnen und schaffen. Mein Kopf schwindelt, ich weiß nicht, was aus uns werden soll. Ach, lieber Gott, Herrmann, schon einige Mal ist's mir gestern, heute Nacht und heute vorgekommen, als hätten wir an alle dem noch nicht genug!“ Sie schlug die Augen bei diesem Geständnisse nieder, dann erhob sie sie wieder, und sagte mit nassen Blicken: „O verachte mich darum nicht!“

Ich schloß sie an meine Brust, und rief zärtlich: „O wie gut bist Du, Riekchen!“

Nun sagte ich ihr, daß unser Aufenthalt hier sicher einige Monate dauern würde. Das fiel ihr auf. Sie hatte gedacht, das alles aufzupacken und zurück zu reisen in ihr Vaterland. Es mochte wohl eine kleine Eitelkeit zum Grunde liegen. Ich setzte ihr ein wenig aus einander, was wir alles zu thun haben würden, um un-

ser Geschäft hier in Ordnung zu bringen. Ich überzeugte sie leicht.

In diesem Augenblick kam eine junge, schöne Frau, auf deren blassen abgezehrten Wangen ein tiefer, aber geduldiger Gram ruhte, zu uns ins Zimmer. Sie war ärmlich gekleidet, aber doch reinlich.

„Ich komme doch hier recht?“ sagte sie, mit einer schönen Stimme — „ich bin die Frau des Advokaten Grellmann, dem Sie heute eine unendliche Freude mit dem Geschenk“ — hier konnte sie vor Thränen nicht weiter reden. Sie beugte ihr Gesicht in das Halstuch. „Ich kam,“ fuhr sie dann fort — „Ihnen zu danken für Eine frohe Stunde, die Sie meinem Manne gemacht haben.“

„Mein seliger Oheim, Madame,“ hob ich an —

„O mein Herr, sey es, wie es sey! Mein Mann hat eine sehr frohe Stunde gehabt. Und der Bediente hat mir erzählt, wie alles gekommen ist. Sie werden zwar Ihre Absicht verfehlen. Denn leider, o leider! wird das theure Geschenk,

das jetzt meinem Manne noch theurer ist, wieder fort müssen. Unsere Noth ist zu groß, mein Herr, und diesen Fall, sagte mein Mann, müßten Sie doch erst wissen. Ja, mein Herr, das schöne Instrument war, wie der Bediente Ihnen gesagt hat, unsere letzte Freude. Diese wollten Sie uns retten; das ist nicht möglich, denn wir müssen es wieder verkaufen."

Es lag in dem Benehmen der jungen Frau so etwas herzlich Rührendes, das seine Wirkung nicht verfehlte.

Ich fragte nach ihrem Schicksale. „Unser Schicksal ist Unglück, unsere Feinde sagen, unsere Schuld. Mein Mann heirathete mich, weil er mich liebte, das ist meine Schuld, und wir büßen sie schwer; er kann sich nicht beugen — die seine. Ich habe ihn gebeten; aber er will sterben für mich, nur kann er nicht, was man von ihm verlangt hat, Unrecht leiden und Unrecht thun. Er ist Advokat, das beste Gewerbe, meinte er, für einen ehrlichen Mann; aber er hatte Feinde bekommen, weil er einige Prozesse für Unterdrückte

nicht mit Glück führte. Sie fielen doch. Dann ein Krankenlager von mir, aus Gram, dann eins von sechs Monaten von meinem Manne, das ihn am Arbeiten hinderte.“ Sie verbeugte sich.

„Ich hoffe, wir werden noch bekannter werden, Madame Grellmann. Ich bedarf jetzt ohnehin eines ehrlichen Mannes zur Berichtigung der weitläuftigen Geschäfte meines verstorbenen Oheims. Ich hoffe, Ihren Herrn Gemahl zu sehen.“

„O Gott, Sie sind sehr gütig!“ Sie verbeugte sich zum Gehen. Meine Frau bat sie, den Mittag bei uns zu bleiben.

„Ich kann nicht, Madame. Ich bin Mutter, und mein Kind — mein Einziges —“ das sagte sie laut — dann setzte sie mit leiser Stimme und mit Seufzern hinzu, die aus einer wunden Seele kamen — „schmachtet dem Tode entgegen. Vielleicht rettet Ihr gütiges Geschenk —“

„Wie so? Musik?“

„Ach, nein, der Verkauf des Instruments —“

Da lag meine Frau an ihrer Brust, und sie rief mit einer Innigkeit, die durch meine Seele drang, und gewiß im Himmel die zwei letzten Tage verlöschte: „Nein! nein! so sollen Sie nicht gehen! nein, mein Kind! nein, Tochter! Nehmen Sie! nehmen Sie schnell! O sagen Sie kein Wort, himmlische Seele! arme Mutter! Wir waren auch unglücklich; aber so nicht! O, Gott ist sehr gütig gegen uns gewesen!" Sie gab ihr eine Rolle Geld in die Hand.

Die arme Frau machte eine Bewegung, als wollte sie sich vor meiner Frau niederwerfen. Ich fing sie auf, sie sank ermattet in meine Arme. Dann aber sagte sie: „O nun muß ich fort, sogleich!"

„Und ich bin Ihr Begleiter." Ich ging mit ihr. Ich kam mit ihr in ein Hinterhaus, in ein Stübchen, aus dem uns von Ferne schon die Musik des Mannes entgegen tönte. Das Gesicht des Mannes, bleich, abgefallen, aber doch mit dem Ausdrucke des Muths, gefiel mir.

Die Frau sagte in wenig Worten, wer ich war, und machte dann Anstalt für ihr krankes Kind, dem es vielleicht nur an guter Pflege fehlte. Er wollte von dem Instrumente anfangen. Ich sagte ihm, daß ich eines ehrlichen Mannes bedürfte, die Sachen meines Oheims zu ordnen." — „Ja," sagte er — „ich will das wohl, Herr Oberförster; aber es haben Menschen Ansprüche daran, die zwar kein Gesetz vertheidigt, die aber — Ihr verstorbener Oheim war ein harter Mann. Verzeihen Sie mir!"

Ich reichte ihm die Hand, und er versprach, den Mittag bei mir zu essen. Ich sprach dann mit der jungen Frau über unsere Haushaltung. Sie übernahm es, uns ehrliche Leute zu schaffen. Sie versprach, den Nachmittag selbst zu kommen.

Durch die Thätigkeit dieser braven Frau hatten wir am Abend zwei brave Mädchen und einen ehrlichen Bedienten im Hause. Die alten Bedienten unsers

Oheims wurden, reichlich beschenkt, entlassen.

Das Leben eines reichen Hauses.

Meine Frau kam nach und nach aus der Betäubung zurück, worin der schnelle und unerwartete Umschwung des Glücksrades sie versetzt hatte. Ihre erste Empfindung war Furcht gewesen. Die zweite war Geiz; der entstand, weil sie nicht wußte, wie viel sie eigentlich hatte. Als sie aber erst das Vermögen übersehen konnte, da erwachte das natürliche Gefühl ihrer Seele wieder, der Hang zum großen Leben, zur Pracht.

„Liebes Riekchen!“ sagte ich, warnend. Aber sie sah mich so liebkosend an, ohne ihr Verfahren nur mit einem Worte zu vertheidigen, daß ich unmöglich mehr sagen konnte als: liebes Riekchen!

Die Zimmer wurden meublirt mit einem feinen Geschmack, der meiner Frau natürlich war, und Lenchen. Rös-

chens Geschmack war einfacher und kostbarer zu gleicher Zeit. Kronleuchter strahlten auf unsern Sälen, schon ehe ein Mensch da war, der sie bewundern konnte, als wir allein. Jeden Tag fand meine Frau die Kleidungen des vorigen Tages, noch nicht elegant genug für unsern Reichthum. Schneider, Putzhändler und Juden belagerten mein Haus.

Ein glänzender Wagen aus London, mit zwei stolzen Engländern bespannt — Lenchens Freude — rollte mit meiner Frau und Lenchen durch die Gassen ins Schauspiel; aber unsere einzige Bekanntschaft waren noch immer nur die armen Grellmanns.

An die Frau hing Röschen sich mit einer recht feurigen Liebe. Die Rosen blühten auf den Wangen der Frau wieder auf. Röschen hatte ihr Vertrauen in einem solchen Grade gewonnen, daß die Wohlthaten, die wir alle ihnen von Herzen gaben, in Röschens Händen ehrende Beweise einer edlen Freundschaft wurden.

Röschen fuhr recht gern spazieren, das Vergnügen war ihr neu; aber wollte sie die Grellmann besuchen: so war ihr der Wagen nicht aufzureden, meine Frau mochte predigen, so viel sie wollte. Sie ging zu Fuß, in einem Hauskleide zu ihr.

Ich sah es meiner Frau an, daß es ihr höchst verdrüßlich war, noch keine andere Bekanntschaft zu haben, als Handwerker, die für sie arbeiteten; aber es konnte nicht wohl anders seyn, denn das Gerücht von uns hatte sich in Hannover verbreitet, wir hätten in der allerbittersten Armuth gelebt; ich sey ein wegen Untreue weggejagter Förster, meine Frau nichts mehr als ein gemeines Bauerweib, meine Töchter Bauermädchen, und nun spielte ich mit meiner Familie den wahren Herzog Michel.

Die drolligsten Anekdoten liefen auf unsere Rechnung in der Stadt umher, die aber doch nicht ganz ohne alle Wahrheit waren. Grellmanns, die jetzt wieder menschlich, aber sehr einfach, wohnten,

lebten und sich kleideten, hieß es, plünderten den reichen Bauer.

Unsere Kronleuchter, die meine Frau ein paarmal ein wenig früh anzünden ließ, zogen eine Menge Menschen vor unser Haus. Viele hatten große Lust, uns kennen zu lernen; aber doch Niemand, Bekenntschaft mit uns zu machen.

Lenchen fing an zu seufzen, meine Frau stimmte ein. Röschen saß an einem eben so schönen Instrumente, als sie Grellmanns gegeben hatte, oder sie las, oder sie schrieb an Hostmann, oder sie besuchte ihre Freundin, die ein höchst liebenswürdiges Weib war. Ich selbst, ich litt so gut wie die Andern. Unsere Kronleuchter mochten wir nicht mehr brennen sehen, die schönen, geschmückten Zimmer, hatten den Reiz verloren. Das Schauspiel, was uns neu und höchst anziehend war, gab uns eine andere Art von Verdruß. Wir hatten eine eigene Loge gemiethet, und sobald wir erschienen — und da mochte Röschen sagen, was sie wollte: die Mutter bestimmte ihre Klei-

dung — so wie wir erschienen, so richteten sich alle Lorgneten, Opernkucker und alle Augen auf unsere Loge. Meine Familie, die doch von Herzen blöde war, wußte nicht, wohin sie die Augen wenden sollte. Das gab uns denn freilich ein so niedergeschlagenes kindisches Ansehen, das wieder eine Menge Anekdoten hervorbrachte.

Meine Mädchen trugen Schleier, wie meine Frau, um die Neugierde doch abzuweisen, und nun hieß es, hinter den Schleiern säßen rothe verbrannte Gesichter gläserne einfältige Augen und ein dummes Lachen. Wir thäten wohl, uns zu verschleiern; das verleidete uns das Schauspiel auch, die einzige Freude, die wir noch hatten.

„Hostmann!" hatte Röschen vom ersten Tage an geseufzt. „Hostmann!" ich schon nach acht Tagen. „Hostmann!" seufzte Lenchen, wenn der Abend kam. Aber meine Frau hatte jedesmal diese Seufzer mit einem finstern Gesicht beantwortet.

Endlich

Endlich sagte sie einen Abend, da wir gähnend an einem prächtigen vollen Tische saßen: „Ach, wenn doch Hostmann hier wäre!“ Wir alle Drei sprangen zu gleicher Zeit mit einem Jubelgeschrei auf, und umarmten meine Frau.

„O Mutter,“ sagte Röschen — „wir waren glücklich!“ — — „Wäre Hostmann hier,“ rief Lenchen — „wir wären es noch!“

„Ach, wäre er nur nicht im Punkte seiner Kleidung so eigensinnig! Röschen, wenn Du ihn nun bätest, daß er die weiße Perücke ablegte.“ Frostig zog sich Röschen hier zurück. „Mutter, dazu kann ich gar nichts sagen!“

Lenchen meinte, er würde es unter den jetzigen Umständen nicht abschlagen. Kurz, Röschen erhielt den Auftrag, an Hostmann zu schreiben und ihn einzuladen. An Adolph und Roger waren Briefe mit Geld abgegangen, sie ja zu uns zu bringen. Sie antworteten Beide mit Nein! Hostmann hatte in seinem

Briefe an Röschen ihre Vertheidigung übernommen. Wir mußten uns ergeben.

Nach acht Tagen trat Hostmann, wie er immer war, in seiner ganzen Uniform zu uns ins Zimmer.

Wir stürzten ihm Alle mit einem lauten Freudengeschrei entgegen. Röschen hing an seinem Halse. Dann kam Lenchen. „Sehen Sie, Herr Nachbar," sagte sie — „wir können Gold nicht in Freude verwandeln. Das ist unser Elend!"

„Die Kunst, Lenchen, ist auch gar nicht leicht," antwortete er lachend. „Der Schmerz ist leichter in Freude zu verwandeln. Sie kennen ja den Maler, der mit einem Pinselstreiche aus einem weinenden Knaben einen lachenden machte. Die Freude, die wahre Freude, ist eine eigensinnige Göttin, die selten, recht selten in Besuchzimmern und auf Sälen zu Hause ist."

„Lieber Hostmann, diese Göttin folgt Ihren Schritten. Das wissen wir ja!" sagte ich.

„Umgekehrt, mein Freund, ich folge den ihren.“

Meine Frau sagte gar nichts; aber sie hieß ihn von Herzen willkommen. Nach vier und zwanzig Stunden aber, brachte sie ihm eine einfache Kleidung, eine schwarze Haartour, und bat ihn mit einem artigen Komplimente, das Geschenk von ihr anzunehmen. Er lächelte sehr freundlich; aber dann sagte er, die Hand auf das Herz gelegt: „Es ist nicht Eigensinn, liebste Frau, wahrhaftig nicht. Aber ich darf nicht anders gekleidet gehen, als so wie ich bin.“

„So ist das ein Geheimniß?“

„Ja! ein Geheimniß. Ich muß so gehen. Vielleicht schlägt die Stunde, wo ich Ihnen sagen darf, warum ich so zu gehen gezwungen war.“

„Aber liebster Hostmann, wir lieben Sie alle so sehr! uns zur Liebe! was werden die Menschen sagen, wenn unser Freund —“

„Was sie wollen. Ich kann Sie verlassen, wenn Sie die Zungen der Men-

schen scheuen. Ich ziehe wieder auf meine alte Burg, freilich nicht so glücklich, als ich war, ehe ich Sie kannte. Aber wenn ich auch nicht glücklich bin: so werde ich doch ruhig seyn!"

„Nein," riefen wir Alle, und meine Frau herzlich mit — „Sie müssen bei uns bleiben!"

Er warf sich mit entzückter Freude in unsere Arme.

Wir klagten ihm unsere Noth. Er lächelte. „Dem wird sich abhelfen lassen," sagte er. Er lief nun nach seiner Weise erst in der Stadt, dann in der Gegend umher, und Röschen hatte den Muth, ihn in dem größten Putz zuweilen zu begleiten.

Lenchen wollte ihrer Schwester Beispiel folgen; aber man sah es ihr an, daß sie es nur aus komischem Uebermuth that, und nicht, warum Röschen es that, weil sie das Aeußere nicht achtete an einem Mann, den sie so hoch zu achten sich gezwungen fühlte.

Nach acht Tagen kam er dann zu uns, und erzählte uns zu unserm großen Erstaunen, was man in der Stadt von uns redete. Meine Frau glühte vor Zorn, und glühte immer noch mehr, da Hostmann gleichgültig die Vertheidigung der Stadt übernahm. „Wir waren ja Bauren, Madame," sagte er — „Sie mögen sagen, was Sie wollen, sehr glückliche, sehr gute, sehr achtungswerthe Menschen; aber Bauren. Der Spott der Stadt ist eine Armseligkeit, die zu Ende ist, sobald Sie sich einmal zeigen wollen, und das können Sie ja leicht. Auf dem Lande konnten wir einsam leben; aber das können wir hier nicht mehr. Die Arbeit fehlt, die kleinen Sorgen, die Beschränkung, die jedes Vergnügen so genußreich macht. Lenchen, Lenchen, die Freude, werden Sie sehen, wird schwerer zu finden seyn, als in unserer Hütte; aber sie ist zu finden."

„Mir hat sie nie gefehlt, Hostmann!" sagte Röschen.

„Röschen, nicht groß gethan! Die Langeweile ist ansteckend, so gut wie das

Vergnügen. Glauben Sie mir! Glauben Sie mir, Röschen, es ist so leicht nicht, glücklich seyn! Aber es giebt hier, wie überall, feine Menschen, die das reiche Leben beglücken können; die Kunst ist nur, sie heraus zu finden. Doch das werden wir ja. Röschen hat ja schon eine schöne Seele heraus gefunden, Madame Grellmann. Noch drei oder vier, und wir sind fertig. Aber das Geträtsch der Stadt muß erst ein Ende haben."

„Ja, mein Gott! wie?" rief meine Frau, fast außer sich, daß man sie für ein gemeines Bauerweib hielt. „Ich werde Sie als einen Gott ehren —"

„Ha! das wäre für eine neue Armseligkeit zu viel."

Man hatte uns Billets angeboten für die Harmonie, die beste Gesellschaft in Hannover. Madame Grellmann hatte uns gerathen, sie auszuschlagen. Ich vermuthete den Grund jetzt. Ich sagte ihn Hostmannen. Man hatte uns dahin ziehen wollen, um uns den spottenden Blicken der schönen Welt auszusetzen.

Madame Grellmann kam, und sie gestand, dem wäre so.

„Lassen Sie Billets holen auf das nächste Mal!“ sagte Hostmann. Wir ließen sie unter unserm Namen holen. Meine Frau wollte nicht mit, ich auch nicht. Meine beiden Mädchen zitterten, dahin zu fahren, wo Spott und Lachen sie erwartete.

Hostmann redete mit Röschen, die am ängstlichsten war. Lenchen hatte Muth genug, die Rolle zu übernehmen, die Hostmann ihr auftrug. Sie fuhren hin, Hostmann in seiner gewöhnlichen Kleidung, meine beiden Mädchen einfach gekleidet.

Es war schon überall bekannt geworden, daß heute die reiche Familie des Herzogs Michel zu sehen seyn würde: und so war die Harmonie heute sehr zahlreich. Unsere Equipage war durch ihre Schönheit bekannt. Sobald sie also daher rollte, lagen alle Fenster voll Köpfe, die Familie aussteigen zu sehen.

Hostmanns Anblick, mit seiner ziegenhaarnen Perücke, seinem Pflaster in Schlaf und Wange, seinem Schnurrbart, versprach Gelächter und Spaß genug. Aller Augen wendeten sich auf die Flügelthüren, durch die sie eintreten mußten. Die anständige Verbeugung meiner Mädchen beim Eintritt, und die stolze königliche Figur ihres Begleiters — wenn Hostmann wollte, so sah er furchtbar aus — gab noch nichts zu lachen. Man lächelte wohl über die seltsame Kleidung des Begleiters, aber nur da, wohin er seinen Blick nicht trug.

Meine Mädchen trugen Schleier, die ihr Gesicht bedeckten. Man kann leicht denken, daß den armen Mädchen nicht ganz wohl zu Muthe war; sie waren zum ersten Mal in einer so glänzenden Gesellschaft, und Aller Blicke hingen auf ihren kleinsten Bewegungen.

Hostmann vermuthete, daß Engländer mit in der Gesellschaft seyn würden. Er hatte sich nicht geirrt. Ein Engländer redete mit einer Dame englisch. Host-

mann redete den Engländer englisch an und fragte ihn: „Ich bin mit meinen beiden Mädchen hier fremd: hat man hier sich etwan bei Jemand zu melden?“

„Ach,“ ruft der Engländer — „Sie sind mein Landsmann!“

„Ich bin ein Deutscher,“ antwortete Hostmann. „Aber ich war lange in England.“ Die Bekanntschaft ist geknüpft. Nach und nach zieht sich ein Kreis von Zuhörern um meine Familie. Meine beiden Mädchen stehen stumm da und hören das Gespräch ihres Freundes mit dem Engländer an. Das Gespräch wird immer interessanter. Auf einmal frägt Hostmann Lenchen etwas englisch. Das Mädchen erröthet; aber sie faßt allen ihren Muth zusammen und antwortet, so gut sie kann. Das Gespräch wird fortgesetzt. Lenchen bekommt immer mehr Muth, sie schlägt den Schleier auf. Man sieht ein reizendes Gesicht. Röschen muß auch reden, auch den Schleier empor schlagen, und man erstaunt vor der Schönheit der Mädchen.

„Das ist die Familie nicht!“ mit diesen Worten zieht sich das Geflüster durch den ganzen Saal. Es war nur ihre Equipage.

Einige Damen reden meine Mädchen an, fragen nach ihrem Namen, hören, Schubart, hören, daß sie die Erben des reichen Oheims sind. Man erstaunt, man fällt aus den Wolken. Man weiß nicht, was die alberne Fabel vom Herzog Michel in den Gang gebracht hat. Während des steht Hostmann am Fortepiano, durchläuft das Instrument, das bald von Dilettanten gespielt werden soll; denn mit der Harmonie ist ein Liebhaberkonzert verbunden.

Einige reden ihn an, sie halten ihm jetzt seine Kleidung als einen engländischen Whim zu Gute, sie fragen: „Wer sind die beiden Damen, deren Begleiter Sie sind?“

„Ein paar gute, treuherzige Landmädchen,“ ist seine ernstliche Antwort.

Man begreift nicht, man kann nicht errathen, man weiß nicht. Es ist Zauberei.

Die Musik hebt an. Meine Mädchen sitzen mit im Kreise, schon muthiger. Lenchen, die jetzt ahnet, was Hostmann will, redet mit ihrer Nachbarin von Mozart, von allen großen Meistern der Musik, kennt Gedichte, beurtheilt sie, macht Vergleiche zwischen den größten Meisterwerken der Nation, und sieht einige junge Herren hinter ihrem Stuhl, die ihr die schönsten Huldigungen bringen. Es soll gesungen werden. Der Musikdirektor legt ein Terzett vor. Der Sänger für den Tenor fehlt. Hostmann nimmt die Partie, läuft sie durch, und nimmt sie an.

Meine Mädchen selbst gerathen ein wenig in Verlegenheit über Hostmann, der sonst gar nicht so freigebig ist mit dem, was er weiß. Er singt wie ein Engel, einfach, aber kräftig, mit einer milden Stimme und großer Reinheit.

Er findet unter den Musikalien ein Duett für den Diskant und Tenor. Der Direktor bedeutet ihm, daß die Sängerin dafür fehle. Hostmann kommt, faßt Lenchens Hand, die nicht weiß, wovon die Rede ist, zieht sie an den Flügel, sagt: „Muth gefaßt, Lenchen! Man soll uns ehren! Sie sollen singen!“

Lenchen erröthet, ihr Busen klopft, aber die Musik fängt an, und Lenchen macht ihre Sache vortrefflich in einer Arie freilich, die sie fast auswendig wußte. Ein junger Herr begleitet sie bewundernd an ihre Stelle zurück. Sie ist die Königin des Saals.

Röschen foderte er nicht auf zum Singen, obgleich Lenchen in ihrer Schwester Ohr flüsterte, Sie möchte doch auch singen.

Nach einer Stunde hatte Lenchen schon zehn Bekannte auf dem Saale, die um ihre Freundschaft baten; schon zehn junge Herren, die sich mit ihr auf die Tänze am Abend versagen wollten. Der Wagen kam, sie fuhren ab, und hinter

ihnen her tobte nun die Neugierde. Der seltsam gekleidete Engländer, die beiden Engelmädchen, so hoch gebildet, so schön, so — reich! reich! so demüthig! so bescheiden! so anmuthig! Landmädchen, Bäurinnen! das war nicht möglich. Einige alte Damen fühlten Herzweh, daß sie nicht mehr wußten als alle andere. Das war ein Räthsel, das zu lösen war. Die ganze Stadt war voll davon.

Madame Grellmann erhielt einige Besuche, und Madame Grellmann sagte, daß sie nicht mehr wußte als die Stadt, daß wir eine höchst gutartige Familie wären, daß Herr Hostmann der einzige seltsame Kopf unter uns wäre, aus Grille des Alters, oder weshalb, daß er aber die Grille, so seltsam zu seyn, mit einem desto bessern Herzen und Kopfe wieder gut machte.

Auch ein paar Freundinnen Lenchens machten Besuche. Wir zogen Madam Grellmann über den Charakter der Mädchen und ihrer Familien zu Rathe. Lenchen und Röschen mach-

ten Gegenbesuche. Wir erhielten Bekanntschaft, mehr als uns lieb war.

Für Lenchen zog Hostmann aus der kleinen Begebenheit die Lehre, wie unbedeutend Spott und Lob der Gesellschaft sey, und wie bedeutend das eigne Bewußtseyn der Unschuld.

„Ich weiß wohl, warum Sie mir das sagen, Herr Nachbar! Ich hänge ein wenig an der Welt. Aber lieber Herr Nachbar, weil ich in der Welt erst etwas zu suchen habe, was alle Welt findet, gefunden hat, oder finden muß. Unter den letzten bin ich noch! dann sollten Sie sehen, könnte ich ruhig wieder in unsere Hütte ziehen!"

„Was Sie suchen, Lenchen, ist hier bald gefunden."

„Ich bitte um Vergebung, Herr Nachbar! Sie gelten zwar bei uns für einen Propheten; aber zu dem, was ich suche, gehören gute Augen. Denn sehen Sie, lieber Herr Nachbar," fuhr sie hold lächelnd und zutraulich fort, obgleich ich daneben stand — „ich suche ein vierblättri-

ges Kleeblatt, das duften muß, wie das Blümchen Wunderhold, bescheiden seyn muß, wie ein Veilchen, weiß und unschuldig, wie eine Lilie, und eben so aufrecht und gerade; und aus dem Kelche muß eine Geisterstimme erschallen, weise, klug und witzig, und Nachtigallen müssen umher schlagen, und tief drinnen muß schlagen ein Herz, und für mich ganz allein. Lieber Herr Nachbar, ich wollte, Sie hätten einen jüngern Bruder, ich dürfte nicht weiter suchen."

Er küßte sie recht herzlich. Aber dann sagte er: „Hüten Sie sich vor der jungen, hübschen Schmeichelei, Lenchen; denn die hat alle die Gestalten, die Sie da nennen, oder sie leihen sie ihr."

„Pah!" sagte sie auf einmal — „damit ich nicht betrogen werde, denn in der Harmonie floß diese Stimme schon süß wie Honig in mein Ohr: so sollen Sie mein Vertrauter werden, wenn ich das Blümchen Wunderhold irgendwo zu erblicken glaube. Wollen Sie?"

„Ja, auf Bedingungen, Lenchen, auf Bedingungen!"

„Versteht sich, auf Bedingungen, von meiner Seite auch."

Sie hielt ihm die Hand hin, und er schlug ein.

„Lassen Sie hören," sagte sie. „Meine Bedingungen sind: ich mache Sie zu meinem Vertrauten; aber Niemand anders. Sie schweigen." Er schlug ein.

„Wenn ich ihn frage, Lenchen?" sagte ich.

„Er schweigt, Väterchen! Denn ist Hostmann mein Vertrauter: so sind Sie ja sicher. Also Sie schweigen, selbst gegen Röschen?" Hier erröthete er, aber er schlug ein. „Nun Ihre Bedingung!"

„Sie folgen mir, wenn ich Ihnen sage, es ist das Blümchen Wunderhold nicht, was Sie suchen. Sie folgen mir, Lenchen, was es Ihnen dann auch kostet. Mag dann Ihr Herz auch bluten."

„O! o! Ich fange schon an zu bereuen, daß ich mich mit Ihnen eingelassen habe,

habe; so ernst sind Sie! Thut es denn so wehe, lieber Nachbar, wenn man sich geirrt hat, und man soll weiter nach dem Blümchen suchen gehen?"

Da stand er vor ihr mit einem Blick, den ich noch nie von ihm gesehen hatte. Er wendete sich einen Augenblick lang ab. „Lenchen," sagte er dann — „es thut sehr wehe!"

„Ja dann! dann! Aber Sie merken doch wohl alles, was ich sage, genau? Ich fodre ein Herz, eine Geisterstimme, das heißt Geist, und weiter nichts, weiter nichts. Das ist gut. Denn in dem Uebrigen, was noch zum Zierrath gehört, werde ich mich wohl nicht irren. Nicht wahr, Hostmann?"

„Nicht leicht."

„Sehen Sie, also es gilt!" Sie sah mich mit einer listigen Miene an.

„Und Sie, Vater, Sie garantiren den Vertrag? Ich sage Ihnen, ich habe gefunden! Und Sie sagen, Sie haben gefunden. Denn," sagte die Kleine, und schlug das Auge nieder — „die Mutter

nennt, seit wir reich sind, manchmal Dinge, die am Blümchen Wunderhold sitzen sollen, und die mir gleichgültig sind, sehr gleichgültig. Es müßte zum Exempel auf einer Goldader gewachsen seyn, und Roger sagt, die Metalladern tragen nur schlechte Pflanzen. Also, lieber Vater" — hier flog sie freudig um meinen Hals — „treffe ich das Blümchen Wunderhold, und wäre es auch in unserer verlassenen, kleinen, dunkeln Hütte, so arm, als wir waren: so — haben Sie alles garantirt."

„Ja, Lenchen," sagte ich, feierlich — „so bald Hostmann sagt, es sey die Paradiesesblume: so hast Du mein Ja!"

„Und das Paradies dazu!" rief sie, empor hüpfend. „Ach, wie will ich nun fleißig suchen!"

„Mädchen, Du hast wohl schon gefunden?"

„Fragen Sie den Nachbar, ob ich ihm schon etwas vertraut habe! Vater, ich bin fröhlich, wohl zuweilen zu fröhlich; aber

Hostmann, unser theurer Hostmann hat mich gelehrt, daß das Glück etwas besseres ist als Fröhlichkeit. Glauben Sie mir, ich bin zwar nicht so weise, so gut als Röschen, so engelrein; aber wäre ich es: wer könnte dann auf mein Herz Anspruch machen? Niemand als" — hier hing sie in Hostmanns Armen. Hostmann war außer sich vor Verwirrung. „Aber so weise bin ich doch, das Glück eines edlen Wesens zu machen." Sie hüpfte davon mit den Worten: „Aber ja geschwiegen!"

„Sie haben sehr theure Kinder, liebster Schubart! O gebe der Himmel, daß sie das Blümchen findet, was sie sucht!"

„Und trauen Sie ihr? trauen Sie ihr?"

„Wie mir selbst. Sie wissen nicht, wie stark die Herzen Ihrer Kinder sind."

Wir waren immer in der Meinung gewesen, was meine Mädchen, die in der tiefen Einsamkeit nur in den Nebenstunden gebildet waren, wüßten, müßten die

Mädchen in den großen Städten recht viel besser wissen. Hostmann hatte sich darüber nie erklärt.

„Als Lenchen zehnmal in Gesellschaften gewesen war, hatte sie die Geheimnisse der Welt alle weg. — „Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, lieber Hostmann, daß Sie mich so gut gebildet haben; aber ich habe mich entsetzlich vor den Damen gefürchtet, und nun ich recht hinsehe, giebts keine Gespenster. Wir, liebes Röschen, wissen doch etwas; die Mädchen hier sind gegen uns ganz gewaltige Kleinstädterinnen, um nicht etwas viel Schlimmeres zu sagen. Was wettest Du, ich will hier morgen schon die Mode angeben?"

„Nicht groß gethan!" sagte Röschen. Das war das Wort in unserm Hause; aber Lenchen war Mann für ihr Wort. Sie hielt mit Allem, was sie wußte, recht gut Haus. Sie versparte alles bis auf eine Gelegenheit, wo es recht ins eigentliche Licht fiel, und sie erregte Erstaunen und Bewunderung, be-

sonders darüber, daß sie noch immer etwas im Rückhalt hatte, worüber man aufs neue erstaunen mußte.

Hostmann warnte Lenchen vor diesem Geiste der Koketterie, der meiner Frau recht war. Denn sie hatte den mütterlichsten Triumph, wenn Lenchen recht von den jungen Herren umgeben war, und sie als Siegerin davon schied. „Lenchen," sagte er — „das Blümchen Wunderhold verbirgt sich Ihren Blicken, wenn Sie es so suchen."

„Ich aber behaupte," sagte sie — „daß ich's gerade so am leichtesten finden werde." Lenchen hieß das witzige Landmädchen, Röschen der hohe Geist.

Von Tag zu Tage vermehrten sich die Vergnügungen in unserm Hause. Wir hatten alles, was ein reiches Haus haben mag, Dinérs, Thees mit allen Zunamen, Soupers, Bälle. Unsere Bekanntschaft vermehrte sich mit jedem Tage, aber unsere genußreichen Abende waren dahin. Meine Frau fühlte die Langeweile so gut als wir Andern, selbst die

Mühe, die ihr alle diese Anstalten zu den Festen machten; aber sie schämte sich, jetzt zurückzutreten.

Hier sah ich in der That zum ersten Male recht sehr, wie viel wir Hostmannen zu danken hatten; denn dieser Wirbel der Vergnügungen machte meine Mädchen nicht schwindlicht. Lenchen sogar sagte meiner Frau einmal: „Ach, wie verlangt mich einmal nach Einem Tage nur in unserer Bauerhütte!“

Meine Frau konnte immer nicht recht begreifen, wie ihr alles unter den Händen mißrieth. Sie schob endlich die Schuld auf Hostmann, von dem sie wußte, er war kein Freund dieser Vergnügungen. Sie warf es ihm im Scherz vor. „Ich liebe sie nicht,“ sagte er — „das ist wahr! weil es schönere Genüsse giebt, die länger dauern.“ Sie wollte die Ursach der Langeweile wissen. Röschen lief an's Klavier, und spielte und sang:

Le dégout, la satiété
Nous attend à la jouissance,
Et le bonheur finit ou le plaisir commence.

„Madame, das Vergnügen muß durchaus eine Arbeit seyn,“ sagte Hostmann.

Meine Frau blieb indeß auf ihrem Wege aus einem andern Grunde. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ihre beiden Töchter nach ihrem Willen zu verheirathen. Das gestand sie wohl; aber den ganzen Plan, den sie hatte, erriethen wir nur.

Er war der, alle ihre Kinder in große Familien, wenn es angehen könnte, an Adeliche zu verheirathen. Die gute Frau, sie hatte den Plan fest gefaßt, das sah ich, und sie mußte ihn verbergen, wie ein Bubenstück; denn sie hatte ihr ganzes Haus gegen sich, so bald sie nur die erste Note dieser Melodie anschlug.

Roger besuchte uns. Meine Frau bat ihn, bei uns in Hannover zu bleiben. Und Roger fragte sogleich, ob seine Hochzeit mit Lauren hier seyn sollte? Sie antwortete gar nicht darauf. Sie gerieth in die ärgste Verlegenheit, als Roger auf eine entscheidende Antwort mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit drang.

„Mein Sohn," sagte sie endlich mit vieler Güte — „ich fürchte nur, die Tochter des Bergrendanten wird hier in unsere Welt nicht passen."

„Gottlob! das soll sie auch nicht; denn Mutter, ich habe Lust, meine Frau ganz für mich zu haben."

„Du bedenkst nicht, Roger," sagte sie, noch sanfter — „daß sich alles verändert hat."

„Die Herzen doch nicht, die Treue doch nicht; sonst gehe ich morgen zurück zu Lauren, und heirathe sie, und lebe, so gut ich kann, von meinen dreihundert Thalern, obgleich die Satansgeschäfte mich halb verrückt machen."

„Ich dachte, Roger —" hob sie wieder an. Wir mußten lächeln, da wir den ungeduldigen Menschen vor ihr stehen sahen, wie kräftig er ihren Plan zerschlagen würde. — „Ich dachte," Roger — denn wir haben doch bitter gefühlt, was es heißt, in der Welt schutzlos zu seyn — ich dachte, Du könntest auf jede

Tochter aus dem vornehmsten Hause Anspruch machen —"

„Ja! ja! aber was soll das?"

„Ich dachte —"

„Liebe Mutter," rief er — „Sie denken da etwas, was nicht zur Welt will, und — so lassen Sie mich immer wieder zurück gehen! Ich habe ohnehin meinem alten Vater daheim versprochen, bei ihm zu leben."

„Riekchen!" rief ich — „Riekchen!"

Die Thränen stiegen ihr in die Augen. „In Gottes Namen denn!" rief sie — „ich will Deinem Glücke nicht im Wege stehen; aber —" dieses aber sprach sie nachdrücklich aus, und sah dabei ihre beiden Töchter an.

Kurz, wir übergaben dem edlen Jungen ein kleines Landgut, da er nach ein paar Tagen erklärte, er möchte um keinen Preis so mit uns leben. Dahin konnte er mit Lauren ziehen. Es war ein recht hübsches Haus da. Er reiste ab, um Braut und Schwiegereltern zu holen.

Eins meiner Kinder lief nun in den Hafen des Glücks ein.

„Das genügt dem thätigen Geiste nicht,“ prophezeihete Hostmann.

„Die Liebe wird ihm die ersten Jahre an ihre weichen Fesseln legen,“ sagte Röschen.

„Und zerreißt er die: so mag er es haben,“ meinte Lenchen.

Unser Leben ging seinen stolzen Gang dahin. Der Plan meiner Frau wurde immer sichtbarer. Sie hob die Bekanntschaft mit manchen recht feinen Häusern auf, und drängte sich in die höhern Zirkel, was ihr auch recht wohl gerieth; denn die Genüsse unsers Hauses waren, Dank Hostmannen — so geschmackvoll, daß man uns, sogar unsern Stand, übersah. Freilich die stolzen Familien blieben in ihrem Kreise, aber meine Frau hatte doch nach und nach das Vergnügen, die vornehmsten Bürgerlichen und einige Fremde von Adel in ihren Sälen zu versammeln. Sie fing an, glücklich zu werden. Wir

waren nicht unglücklich. Die Gewohnheit that viel für uns.

Die stolzen Plane.

Es war meiner Frau gar nicht gleich, wer die Männer waren, denen meine Töchter zu Theil werden sollten. Auch sah sie wohl, daß sie mit ihren Wünschen nicht fort konnte, so bald gegen den Charakter dieser Männer nur etwas einzuwenden war. Die Herren, die auf das Vermögen unsers Hauses ihre Augen richteten, um ihre zerrütteten Umstände zu verbessern; die Wüstlinge machten also bald den Bessern Raum.

„Nun," sagte meine Frau, kopfschüttelnd — „es ist mir nur um das Glück meiner Mädchen zu thun. Nur edle Männer sind ihrer würdig, und diese edlen Männer werden sich finden; dafür stehe ich Euch."

Ich hatte, wenn meine Frau so etwas sagte, Hostmannen im Auge. Aber

es schien mir, als ob er gar nicht darauf achtete; auch Röschen glitt leicht, wie auf Schlittschuhen über Eis, darüber weg. Aber nun fand sich ein junger Herr von Brokmann zu Röschen, und die Sache wurde ernsthafter. Der junge Mann war nicht arm, war unabhängig, und selbst Hostmann, dem meine Frau sein Urtheil über ihn abzwang, mußte gestehen, der Herr von Brokmann gehörte zu den bessern Menschen.

„Nun siehst Du wohl, Röschen," sagte meine Frau.

Brokmann drängte sich so schnell und so nahe an Röschen, daß seine Absicht nicht zu verkennen war. Er sah, wie viel Hostmann in unserm Hause galt, und er suchte seine Freundschaft.

„Ja, wahrhaftig," rief Lenchen, als sie es merkte, „da wendet er sich an den Rechten, an unsern getreuen Nachbar und desgleichen!"

„Und desgleichen? was meinst Du mit desgleichen?" fragte meine Frau.

„Mütterchen, aus dem Nachbar ist ein Freund geworden, und aus dem Freunde kann noch allerlei werden, woran man nicht immer denkt." Meine Frau sah Lenchen an, dann mich, dann nickte sie mit dem Kopfe, als hätte sie einen neuen Plan.

Nach ein paar Tagen sagte sie zu uns: „Wir haben dem guten Hostmann so viel Verpflichtungen, Kinderchen, und wir sind so reich geworden, so daß ich mich sogar schäme, daß wir für Hostmann noch gar nichts gethan haben."

Hier sprang Lenchen auf, und drehete sich wie eine Windmühle im Zimmer umher. Röschen erröthete wie eine Braut. „Der arme Hostmann!" rief Lenchen — „Wir sind ihm schuldig! erstlich — ach Mutter, wenn Sie ihm alles gäben, was wir hätten, und uns dazu: so wären wir doch noch schuldig. Denn erstlich hat er meine Brüder erzogen, uns sechs Jahre hindurch auf seinen Engelsflügeln im Himmel gehalten. Ach, ich wäre ohne ihn ein schönes Früchtchen

geworden, ein Sodoms-Apfel, der auswendig hübsch gemahlt ist, und inwendig voll Asche und Bitterkeit steckt. Was wäre Röschen ohne ihn? Laßt doch sehen! ein hübsches empfindsames Romänchen, wo viel von Tugend gesprochen wird, das einem die Thränen in die Augen zieht, und das sich endigt, wie die Klarisse, ach, Röschen, vielleicht mit einem Lowelace. Adolph und Roger? Oh! oh! oh! ich mag nicht daran denken! und wir Alle. Guter Gott! wir wären ohne ihn untergegangen. Mich soll wundern, Mütterchen, welchen Dank Sie für den guten Herrn Nachbar und desgleichen ausgesonnen haben. Ich wüßte wohl einen: wir schenkten ihm ein schön eingebundenes Gedicht über die einfache Erhabenheit, wir schenkten ihm etwas, womit er sich das Wort Desgleichen beim Nachbar erklären könnte, wie er wollte."

Röschen erröthete wie eine Purpurrose, meine Frau auch. Beide aus verschiedenen Gefühlen.

„Lenchen," rief meine Frau — „das Leben hier verdirbt Dich; Du wirst hier zu leichtsinnig."

„So lassen Sie uns geschwind in unsere Bauerhütte zurück kehren, damit ich wieder ernsthaft werde."

Meine Frau räusperte sich, und fuhr fort. „Wer weiß," sagte sie — „wie es uns noch in der Welt geht. Den Dank muß man nicht eine Minute lang aufschieben. Hostmann ist von uns abhängig, und das sollte kein Mann seyn. Ich dächte, Kinderchen, wir machten ihm „wie Rogern" ein unabhängiges Sort."

„Unabhängiges Sort?" fragte Lenchen mit Lachen. „Worin sollte das bestehen? Wollen Sie ihn auf ein Handwerk thun? denn Hostmann sagt immer: man sollte irgend ein Handwerk wissen, um unabhängig von den Menschen zu seyn."

„Nein, nein, ich dachte, wir müßten ihm ein hübsches Kapital einhändigen."

Da sprang Röschen auf. „Nein, Mutter," rief sie mit Thränen — „las-

sen Sie uns lieber undankbar seyn, als ihm bezahlen wollen, was nicht bezahlt werden kann als durch Liebe."

„Madame, würde er sagen," rief Lenchen — „ich habe ein paar Arme. Ich bin kein Bettler. Ich sehe die Königsgestalt schon, womit er die Worte sagen wird."

„Und," fuhr ich fort — „er wird nach seinem Hute greifen, und uns auf ewig verlassen."

„Und dann wird ein Herz brechen, und unsre mit," setzte Lenchen hinzu.

Meine Frau gerieth in eine Verwirrung ohne Gleichen; aber sie sah, daß Hostmann das ewige Hinderniß ihrer Plane war. Sie sah, daß sie ihre ganze Familie gegen sich hatte. Sie behandelte Hostmannen immer kälter, sie foderte immer mit mehr Eigensinn, er sollte sich kleiden wie andere Menschen, so bald sie ihn allein hatte.

Eines Morgens erklärte uns Hostmann mit seiner freundlichen Ruhe, er würde uns verlassen; und bei diesen Wor-

ten hingen wir Alle in seinen Armen, und fragten, womit wir ihn beleidigt hätten.

„Beleidigt? lieber Himmel! beleidigt nicht; aber ich fühle tief, es ist Zeit, daß ich wieder die Freiheit gewinne, die mein Glück ausmacht, mein ganzes Glück. Das Leben hier im Hause zerstreuet mich. Sie Alle sind glücklich. Ich werde Sie besuchen von Zeit zu Zeit. Es ist fester Entschluß, den ich Sie bitte, mir nicht schwerer zu machen, als er mir selbst geworden ist."

Wir lagen ihm mit schmerzlichen Bitten an, seinen Entschluß zu ändern, nur Röschen nicht. Sie stand in der Ferne, und weinte. Meine Frau bat ihn auch; aber so lau, daß man wohl sah, ihr Wunsch war erfüllt.

Er blieb unbeweglich. Ich rief auf einmal: „Nein, Hostmann, ein Leben, das Sie zerstreut, kann für uns unmöglich unschuldig seyn! Ich gehe in vierzehn Tagen mit Ihnen aufs Land. Wir wollen das Leben voll Unschuld, voll Frie-

den, voll Genuß, voll eines geräuschlosen Glücks wieder anfangen."

„Das können Sie nicht, liebster Schubart! Fragen Sie Ihre Frau, ob das stille Leben, wie ich es wünschen muß, Sie glücklich machen kann; und würden wir nicht unglücklich seyn, wenn Ihre Frau nicht glücklich wäre? Lassen Sie mich, laßt mich, meine theuersten Freunde! wir finden uns gewiß wieder, und alles, alles betröge mich, wenn nicht in demselben Wunsche nach Einem Glück, wieder. Es ist beschlossen, ich muß eine Zeit lang wieder in der Stille leben."

„Ach, ich fühle das!" rief Röschen — „aber, Hostmann, bedenken Sie, daß wir ohne Sie nicht glücklich seyn können. Verlassen Sie uns nicht ganz! Besuchen Sie uns oft!"

Nun kam meine Frau mit ihrem ersten Plane zum Vorschein. Sie sagte auf die zarteste Weise, die in ihrer Gewalt war, daß er so arm nicht aus dem reichen Hause seiner Freunde scheiden müßte.

„Arm?“ sagte er — „ich nehme Ihre Herzen mit.“

Da erklärte sie sich, und er sagte, was Lenchen vorausgesagt hatte: „Madame, ich bin kein Bettler; ich habe ein paar Arme!“ Dieser Augenblick war auch der Augenblick des Abschiedes. Er ging. Ich und meine Töchter begleiteten ihn, wie sonst, zu Fuß. Er versprach, uns recht fleißig zu besuchen, und uns auch Nachricht zu geben, wo er sich niederlassen würde.

Ich sagte meiner Frau, als wir zurück waren, und sie ihre heimliche Freude nicht verbergen konnte, zum ersten Male mit einer Art Zorn: „Friederike! Du hast unsern Freund vertrieben! Du!“

Sie fiel mit Thränen in meine Arme, und gestand es mit einer zärtlichen Reue. „Aber,“ setzte sie hinzu — „sage doch, was sollte die Mutter thun? Er liebt Röschen, und schweigt. Meinst Du, er würde je reden?“

„Nein!“

„Meinst Du, Röschen würde je einem Manne ihre Hand geben, so lange sie sieht, Hostmann liebt sie?“

„Nein!“

„Röschen fühlt gegen ihn das höchste Vertrauen, die höchste Freundschaft, die zärtlichste Dankbarkeit, und alles mag ihr Liebe scheinen; aber glaube mir, Liebe ist es nicht. Meinst Du nicht auch?“

Ich mußte das zugeben.

„Was sollte nun daraus werden? Sag doch selbst! Hostmann hätte nie Ansprüche auf Röschens Hand gemacht. Röschen konnte sich ihm nie antragen. Sie wurde nur unglücklich unter diesem unnatürlichen, seltsamen Verhältniß.“

„Das alles ist wahr, Frau,“ sagte ich — „aber Gott wird nicht die Begebenheit richten, sondern Dein Inneres. Du hast ihn am wenigsten geliebt.“ Da hob sie beide Hände zum Himmel, und sagte: „Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn liebe; aber Gott wird barmherzig seyn gegen eine Mutter, die ein junges, schö-

nes Mädchen nicht gern in den Armen eines alten entstellten Bettlers sah, der nichts seyn wollte als ein Bettler, nichts seyn wollte als älter und häßlicher, als er war. Denn warum trug er die weiße Perücke, warum den Schnurrbart? Antworte, und dann richte Gott recht über die Mutter und ihren Mann."

Ich faßte sie in meine Arme, und schwieg; denn hatte sie nicht Recht? Lenchen war ihrer Meinung auch, und Lenchens Urtheile waren immer höchst treffend. „Man muß," sagte sie — „viel der Zeit überlassen. Ich glaube, Vater, Röschen liebt Höstmannen. Ich begreife nur nicht, warum sie es so verbirgt."

„Liebt sie ihn wirklich: so schämt sie sich ihrer Liebe, und das, das schmerzt mich von dem Mädchen, dessen Herz so rein ist als ein Thautropfen.

So bald Hostmann entfernt war, näherte sich der Herr von Brokmann Röschen mit recht sichtbarem Muthe. Ich vermuthe, er hatte von meiner Frau einen versteckten Wink bekommen. Er war ein so edler Mann, daß er unser aller Herzen zu seinem Vortheil einnahm; und Röschen mußte ihrer Mutter, die alle Abende fast fragte, eingestehen, sie könnte nichts gegen seine Sitten, gegen seinen Verstand, gegen seine Person haben; aber sie that das allemal mit einer Herzensangst, die unendlich war, und sie setzte allemal nachher hinzu: „Aber ich fühle keine Liebe gegen ihn!" Und diesen Zusatz beantwortete meine Frau richtig mit einem schweren Seufzer.

Meine Frau fing nun an, Lenchen zu beweisen — denn Röschen gerade anzugreifen, wäre auch der härteste Mensch nicht im Stande gewesen — daß zu einer glücklichen Ehe gerade keine Liebe vorher gehöre. Aber meiner Frauen Plane miß-

glückten seit unserm Reichthum fast alle, weil sie fast bei allen eine geheime Absicht hatte.

„Woher wissen Sie das, liebe Mutter?“ fragte Lenchen lernbegierig, und setzte sich auf eine Fußbank neben ihre Mutter, um das recht anzuhören. Schon diese Stellung, und noch mehr das Gesicht des muthwilligen Mädchens brachte meine Frau in Verwirrung. „Sie, zum Beispiel, liebe Mutter, haben den Vater sogar zweimal voraus geliebt: einmal als den Kuckuks-Bräutigam, das zweite Mal als den Retter des Großvaters. Ich, Mütterchen, möchte wohl meinen künftigen Mann dreimal voraus lieben; denn eine dreifache Schnur hält desto besser. Aber da man nicht wissen kann, wie alle Dinge sich drehen: so möchte ich wohl recht ordentlich wissen, ob Liebe voraus zum Glück der Ehe gehört oder nicht. Ich glaube, sie gehört dazu, wie die Luft zum Leben, wie das Licht zum Sehen.“

„Es giebt tausend Ehen, Lenchen, wo Mann und Frau sich vorher nicht ge-

sehen, und doch hinterher geliebt haben."

„Das ist ein Glück, Mutter; aber woran kann ich vorher wissen, daß ich alle diese Sechsen werfen werde? denn geschähe es nicht: so müßte man doch wohl dem fluchen, der einen überredet hat, es darauf hin zu wagen. Und Mutter, man müßte ein wenig mehr in das Innere solcher Häuser sehen können. Ich für meinen Theil, Mutter, ich halte es, wie Sie, mit der Gewißheit. Ich sage jedem Manne, der zu mir kommt: Hören Sie, lieber Freund, ehe Sie vom Anhalten reden, machen Sie erst, daß ich Sie von Herzen liebe." Meine Frau konnte nicht aufkommen gegen das fröhliche Mädchen, um die tausend Liebhaber schwärmten, ohne daß sie einen vorzog.

Meine Frau mußte sich also an Röschen selbst wenden; aber Röschen hatte von den Unterredungen der Mutter mit Lenchen so viel profitirt, daß meine Frau hier eben so anlief. Sie hörte Lenchens Antworten alle noch einmal,

und mußte sich die Kuckuks-Liebe und die zweite Liebe vorrücken lassen. Konnte Röschen mit dem Disputiren nicht recht fort, was oft der Fall war, da meiner Frauen Gründe doch zuweilen recht sehr wahr waren: so nahm Lenchen das Wort, und brachte erst einen sehr schwachen Einwurf, den meine Frau leicht besiegen konnte. Dann aber kam sie mit den schwerern; und meine Frau mußte antworten, weil sie sich einmal eingelassen hatte.

Ich sah oft nachher, wenn meine Frau voll Verdruß hinaus gegangen war, daß Röschen Lenchen heimlich umarmte. Ich hörte Lenchen sogar einmal sagen: „Ach, Röschen, ich vertheidige im Grunde immer mich selbst, nicht Dich allein.“

Kurz, Röschen entschloß sich auf Lenchens Vorstellung, daß sie ihrer Mutter Gehorsam schuldig wäre, ihr Jawort dem Herrn von Brokmann zu geben, so bald die Mutter im Stande

wäre, zu beweisen: daß die Liebe nachkommen müßte.

Dieser Kreis von Streitigkeiten war so lustig, so drollicht, daß wir manchmal laut lachen mußten, bis auf meine Frau, die ordentlich das Kapitel der Liebe und der Ehe studirte. Aber Lenchen war ganz ausgelassen. Las meine Frau Röschen eine lange Stelle aus irgend einem Moralisten vor, daß sie Recht hätte: so kam Lenchen gewiß mit einem Romane, oder mit einem andern Moralisten zum Vorschein, wo das Gegentheil stand, und sagte dann demüthig: „Liebe Mutter, Röschen muß sich ergeben, muß Frau von Brokmann werden, das ist nicht anders! das sollen Sie sehen, so bald Sie beweisen, daß Ihr Schriftsteller die Wahrheit sagt, und meiner irrt. Es ist recht fatal, Mütterchen, daß diese Herren nicht eins sind, und daß wir armen Mädchen in einem solchen intrikaten Falle nicht wissen können, was wir zu thun haben.“ Meine Frau hätte gern Lenchen Hostmannen nachgeschickt. Hitzig

durfte sie um keinen Preis werden; denn sie hatte mehr als hundert Mal versprochen, sie wollte ihre Töchter nicht unglücklich machen.

Endlich kam meine Frau auf einen sehr vertrakten Einfall. Sie brachte eines Morgens den Brief Hostmanns, den er Röschen über ihre Verbindung mit dem Amtsrath geschrieben hatte. „Sieh einmal, Röschen, Hostmann ist meiner Meinung. Höre zu: „Gott hat das menschliche Herz mit tausend Quellen der schönen Liebe ausgestattet; das müßte ein böses Herz seyn, das nicht einen Menschen lieben lernen sollte, der Liebe verdiente!““

„Sieh, Röschen, das hat Hostmann geschrieben, und Hostmann ist ja Dein Evangelium!“ Röschen erblaßte, denn gegen einen Brief Hostmanns ließ sich nicht viel sagen, nicht ein kleines Wörtchen.

„Lassen Sie mich doch den Brief lesen, Mutter,“ sagte Lenchen. Sie las, und rief mit Thränen: „Edle! o edle,

großmüthige Seele!“ und dann, mit dem Fuße stampfend, setzte sie hinzu: „Und aus Deiner Großmuth machen sie Waffen, Dein eigenes Herz zu durchbohren!“ Die Mutter hörte diesen Vorwurf nicht.

„Mütterchen,“ rief Lenchen nun — „hier aber steht etwas ganz anders noch von Hostmann. Hier steht: „Ob Sie ihn wählen sollen, das muß einzig Ihr Herz allein entscheiden, oder Ihre Pflicht!“ Sie sehen also, er hat das alles beschränkt, ob die Pflicht entscheidet mit dem Herzen, oder das Herz allein! Nun kann ja Röschens Herz allein entscheiden! Warum denn nicht? Dazu können wir sie nicht zwingen, vor einem andern Forum zu erscheinen, als vor dem Forum ihres Alters, vor dem Herzen.“

Aber die Mutter nahm ihr triumphirend den Brief aus der Hand — sie hatte ihn vorher studirt — und las wieder: „oder Ihre Pflicht! Ob Sie glücklich mit ihm seyn werden? O gewiß, Röschen, so bald er ein guter Mensch ist.“ Nun, Röschen, nun kannst Du nicht ein

Wort mehr sagen, da Hostmann Dein Evangelium ist."

„Tausend, Mutter," rief Lenchen — „tausend Worte, eben weil Hostmann ihr Evangelium ist, worauf sie geschworen hat." Hier blühete auf Röschens bleichem betrübtem Gesichte eine schöne Röthe auf. Sie faßte wieder Muth. Sie zeigte einen kleinen Widerspruch. Aber die Mutter gab ihr Hostmanns Brief.

Röschen las ihn mit Aufmerksamkeit durch. Ihre Augen strömten von Thränen über. „Nein," rief sie auf einmal — „unter welchen Umständen er auch diesen Brief schrieb, mit welchem Herzen: die Wahrheit hat er nicht verleugnet. Es ist wahr, was er sagt. Ja, Mutter! Ich kann mit dem Herrn von Brokmann glücklich werden, wenn er ein guter Mensch ist, und das ist er."

„Ja, Mutter," rief Lenchen — „nun muß sie ihn ohne alle Gnade heirathen!" und nun tanzte sie, sich um sich selbst drehend, im Zimmer umher —

„wenn anders Röschens Herz nicht schon liebt.“

Hier stand meine Frau auf dem gefährlichen Punkte. Sie sah Lenchen mit drohenden Blicken an. „Röschen sollte lieben?!“

„Ja, Mütterchen, ich meine nur. Sie haben ihr so viel Vorwürfe gemacht, daß sie nicht liebt; sie wird doch nicht auch Vorwürfe erhalten, wenn sie liebt? Mutter, Sie liebten auch, ohne Papa und Mama zu fragen, das haben Sie selbst erzählt.“

„Ja, ich glaubte auch, es wäre eine Prophezeihung!“

„Ach, gute Mutter, da hätten Sie den ganzen Prozeß mit Unkosten und allem verloren! Denn die ersten Worte des Herzens scheinen einem ordentliche Göttersprüche, und das Herz ist doch mehr als ein Kuckuk!“

Meine Frau hatte recht übel gethan, daß sie Lenchen mit in das Spiel gezogen hatte.

„Röschen liebt! Sehen Sie nur, wie roth sie wird, und dann wie blaß wieder. Dies, Mutter" — denn meine Frau fing an, ernstlich böse zu werden — „kommt nun nicht von Röschens Liebe, sondern bloß daher, weil sie nicht weiß, ob's wahr ist oder nicht, was ich sage. Denn, Vater," hier wendete sie sich an mich; das Mädchen verstand ihre Rhetorik. Sie sah sich frühzeitig nach einem Schutze um — „denn sehen Sie, Vater, Röschen liebt, das ist gewiß; doch wollen wir es untersuchen. Erstlich liebt sie alle Trauerspiele, und die sanften Naturerscheinungen, als: Regenbogen, Sonnenuntergang, Abend- und Morgenröthe. Sie spricht mit den Sternen, und mit den Blumen; und den Mond nennt sie, wie die Könige andere vornehme Personen, mon cousin! Im Garten sucht sie alle Vogelnesterchen auf, lieber Vater, ich weiß nicht, ob sie nicht gar Stunde bei den äzzenden und brütenden Vögelchen nimmt; denn sie schaut Stundenlang zu, und bezahlt mit reichem Fut-

ter und Schutz. Dann merken Sie einmal auf die Lieder, die sie jetzt singt" — „Ja, Röschen, ich kann Dir nicht helfen! Du mußt ohne Gnade den Herrn von Brokmann heirathen, wenn Du beweisen kannst, daß ich irre. Sie zeichnet zuweilen, ohne daß sie es selbst weiß, einen Buchstaben in den Sand, und probirt alle ihre Federn mit einem gewissen Buchstaben."

Hier wurde Röschen so roth wie eine Purpurrose.

„Das alles weiß sie nicht, Vater; denn Sie wissen, in Röschens Seele ist ein Allerheiligstes, wo Engel den Dienst haben, eine neue Welt, die sie selbst noch nicht entdeckt hat, bei der ich aber der Entdecker Christoph bin. Denn in ihren Träumen hat sie mich in das Allerheiligste hinein schauen lassen. Vater, Röschen spricht im Schlafe von ihrer geheimen Liebe; und nun denken Sie, wenn sie Brokmanns Frau wäre, und sie erzählte ihrem Manne wie mir die ganze heiße, engelreine, ewige, un-

aussprechliche Liebe. Das muß sie sich vorher erst abgewöhnen."

Ich wußte nicht, welch ein Gesicht ich machen sollte. Alle diese Vorstellungen waren so lustig, und meiner Frauen ernstes Gesicht bat mich um ein eben so ernstes. Aber das fröhliche Mädchen konnte Recht haben; und wie dann? wie dann?

„Laß die Possen weg, Lenchen, und nenne den Namen!"

Hier fiel Röschen ihrer Schwester in die Arme, und rief: „O ich beschwöre Dich, liebstes Lenchen, sag nicht ein Wort mehr!"

„Hm! hm! hm!" brummte Lenchen, als wäre sie stumm.

Röschens Schmerz ging mir nahe. Ich wollte die Szene endigen, die sich an zu erbittern fing von Seiten meiner Frau. „Ich weiß," sagte ich mit einer bestimmten Gewißheit — „ein Mittel, Röschen zu überreden, Deine Wünsche zu erfüllen, liebes Riekchen! Laß uns einige Tage von der ganzen Sache schweigen." Das versprachen sie Alle. Ich

schrieb an Hostmann, und bat ihn um einen Besuch.

Ich stellte meiner Frau vor, das beste Mittel sey, Hostmannen selbst zu übertragen, Röschen zu bereden, dem Herrn von Brokmann ihre Hand zu geben. Meine Frau sah mich groß an; aber ich erinnerte sie an Hostmanns Brief. „Was er einmal gethan hat, kann er das nicht öfter thun? Wenn er auch Röschen liebt: so siehst Du doch an seinem ganzen Verfahren, daß er keine Hoffnung hat, Röschens Hand zu erhalten, und vielleicht, Du kennst seine strengen Grundsätze, vielleicht würde er jetzt das reiche Mädchen ausschlagen."

Das leuchtete meiner Frau ein, und als Hostmann kam, empfing sie ihn mit der höchsten Liebe. „Sehen Sie, lieber Hostmann, wir können Sie nicht acht Tage lang entbehren." Hostmann lächelte. Er fragte, was man von ihm wollte. Wir trugen ihm unsere Wünsche vor. Er schlug seine Augen nieder, und sann lange nach. Dann sagte er: „O ja,

ich will es Röschen vorstellen; aber doch nur, Madame, wie es wahr ist, und in Ihrer Aller Gegenwart."

Das freilich wünschte meine Frau selbst. Wir ließen einen Mittag alles abweisen, was sich melden ließ. Lenchen bekam von ihrer Mutter vorher den Befehl, nicht indiskret zu seyn über Röschens Geheimnisse.

„Ein Plappermäulchen, liebe Mutter, bin ich gar nicht, das werden Sie gewiß noch erfahren. Sie glauben nicht, wie verschwiegen ihre Töchter sind, und ihre Kinder Alle." Wir waren Alle versammelt. Röschen zog Hostmannen ans Klavier.

„Nein," hob die Mutter an — „laß Herrn Hostmann erst einen Augenblick, und hört mich an, Kinder! Setzt Euch!" Wir setzten uns, Lenchen stand. „Setze Dich, Lenchen!"

„Ich muß erst hören," sagte das wilde Mädchen — „wovon die Rede seyn soll, ob ich nicht gar als Richter in den Lehnsessel gehöre."

Als die Mutter zehn Worte zum Eingange gesagt hatte, zog Lenchen den Lehnsessel hervor, und setzte sich hinein mit aller Majestät des Richters.

„Lenchen!“ rief ich — „daß Du Deine Possen weglässt!“

„Vater!“ rief sie — „Sie und die Mutter überlegen die Sache mit der Klugheit; Röschen mit der ernstesten Empfindung der Tugend. Ich prüfe dann alles auf dem Probierstein der Freude und des Scherzes. Lassen Sie mich doch!“

Die Mutter hob mit einer Lobrede des Herrn von Brokmann an, und fragte Röschen, ob dem nicht so wäre. Röschen bejahete, Lenchen auch.

Nun ging sie über auf Röschens Widerwillen gegen diese Verbindung. Hostmann hatte seine Augen auf Röschen gerichtet. Die Mutter berief sich auf seine Grundsätze in seinem Briefe, die Hostmann jetzt bestätigte.

Lenchen machte wieder einige leichte Einwürfe, um nur erst die Erlaubniß zu erschleichen, mitsprechen zu dürfen; die

Mutter lernte ihr nie ihre List ab; dann that sie Hostmannen immer schwerere Fragen, die den armen Hostmann auf die Tortur legten, wenn er Röschen wirklich liebte.

„Setzen sie den Fall," hob sie an — „Sie liebten Röschen, und der Fall ist auch leicht zu setzen, lieber Hostmann, da Sie Röschen unter uns Allen am genauesten kennen."

„Du setzest da einen Fall, Lenchen, der ganz einfältig ist."

„Ganz einfach, Mütterchen! Recht sehr einfach! Denn, Mutter, bedenken Sie, Hostmann hat Röschen erzogen, er war Tag vor Tag in ihrer Gesellschaft; und wer kann in Röschens Gesellschaft seyn, ohne sie zu lieben? Denn bedenken Sie —"

Meine Frau merkte, daß Lenchen ihr den Sieg aus den Händen riß; sie hieb den Knoten mit einem gewaltigen Hiebe durch. Sie sagte: „Herr Hostmann ist viel zu gesetzt und verständig, als daß er wünschen sollte, von einem so jungen

Mädchen geliebt zu werden! Nicht wahr, lieber Nachbar?"

Der liebe Nachbar saß da wie ein Schaf. Ich habe ihn nie so verwirrt gesehen.

„Wozu," sagte er endlich — „die ganze Untersuchung, was möglich ist, was nicht möglich ist? die führt uns nur ab vom Ziel."

„Ja, lieber Hostmann, es ist einem jungen Dinge doch auch um Belehrung zu thun. Wäre es nicht möglich gewesen, Sie hätten Röschen —"

Die Mutter unterbrach sie, wir Alle, mit einem Male.

Hostmann fing nun an, den Fall aus einander zu setzen. Er blieb bei den Grundsätzen seines Briefes.

„Ich will das wohl zugeben, lieber Herr Nachbar," fiel Lenchen schnell ein — „aber solch eine Liebe muß doch auch vertrakt kahl seyn. Ich ließe mich nicht darauf ein, das weiß ich, und wollte mir ein Engel die Hand darauf geben, daß ich hinterher lieben würde. Ueberdem,"

setzte sie rasch hinzu — „steht zu vermuthen, daß Röschens Herz schon, wenigstens eine Herzenskammer, voll einer andern Liebe ist."

Da sprang meine Frau zornig auf. Röschen erblaßte, und sank fast in meine Arme, sie lehnte sich dieses Mal von Hostmannen ab, gegen mich. Sonst that sie das Gegentheil.

„Und," fuhr Lenchen fort, und warf sich bei diesen Worten, laut schluchzend und immer mehr erbleichend, zu Röschens Füßen — „und ich glaube auch, Röschen, Hostmann ist hier Richter und Partei zu gleicher Zeit."

„Ich muß reden! Ich muß reden!" rief das Mädchen, laut — „Gott helfe mir! Ich muß reden! Ich muß dem langen stummen Schmerze eine Sprache geben. Ich kann es nicht sehen, wie die Beste von uns Allen hingeopfert wird; ich will es nicht sehen, daß wir die großmüthigste Freundschaft mit nichts als einem ewigen Schmerze belohnen! Und nun, meine geliebte Schwester," fuhr sie

schluchzend fort — „öffne Dein Herz! bezahle ihm mit einer höhern Grpßmuth seine Güte, seine Großmuth! Ich beschwöre Dich bei den Engeln der Wahrheit, bei allen hohen Mächten der bessern Welt, der Liebe, des Vertrauens: Rede! rede!“

Dieses Schluchzen des Mädchens, das sonst nur lachte und scherzte, diese heftige Bewegung, worin sie war, erschütterte uns Alle. Sie vollendete die Erschütterung; denn sie lief ans Klavier, und sang mit lauter Stimme, wodurch das Weinen vernehmlich durchklang:

Denn Unschuld und Treue und Lieb' ist nur Glück,
Im Sterben so wohl als im Leben!

Hostmann sprang auf. Er faßte mit rollenden Augen wie ein Taumelnder nach seinem Hute.

„Rede! rede!“ rief Lenchen, und riß Röschen mit Gewalt empor — „oder Du verlierst ihn auf ewig!“

Da stand Röschen zitternd, aber mit sterbender Stimme rief sie: „Ja, ich

liebe ihn! Die Unglückliche hat diesem Herzen das Geheimniß entrissen. Ja, ich liebe Hostmann! Ich liebe ihn mit einer unendlichen Liebe!“

Hostmann zitterte, taumelte, er kniete vor Röschen. Er rang gewaltsam nach Worten, aber seine Empfindung fesselte seine Zunge. „O Du Geliebte!“ das brachte er bebend hervor. Sein Haupt schwankte, sein Auge schloß sich. Er sank an Röschens Seite, die ihn hielt. Da stürzte Lenchen hinzu. „Er ist ohnmächtig!“ rief sie — „Röschen, halt ihn!“ Sie tauchte ihr Tuch in Wasser, und fuhr ihm über sein Gesicht. Sie riß — und das alles mit der Blitzesschnelle — sie riß seine Perücke von seinem Kopfe, und warf sie weit weg, sein Pflaster von der Wange.

Aber das wußte Niemand von uns; denn Röschens Hände bedeckten sein Haupt, das auf die Brust nieder hing. Er erholte sich, er sprang empor, und wir Alle fuhren mit dem Ausschrei des Schreckens zurück, Röschen so gut,

wie ich und meine Frau; denn keiner kannte ihn wieder. Sein Kopf hing voll blonder Locken, sein Gesicht war ohne Runzeln, auf seiner Wange stand kein Feuermahl, sondern die Rose der Gesundheit.

Hostmann sah uns schweigend an, er begriff unser Schrecken nicht. Lenchen sprang auf Röschen zu, und rief: „Du nimmst es wohl ordentlich übel, daß ich ihn verjüngt habe!“

„Was ist denn?“ fragte Hostmann, noch verwirrter. Lenchen hielt ihm einen Spiegel vor, er that einen Blick hinein, er fuhr zurück. „Wie ist das gekommen?“ fragte er. Aber Röschen lag nun in seinen Armen, und Lenchen sprang wie besessen im Zimmer umher, und rief: „Da habt Ihr den Kain mit seinem Feuermahl! — Ach, lieber Hostmann, Sie glauben nicht, welche Noth uns der Saldenus gemacht hat!“

Es war eine so närrische Stunde, daß selbst das Entzücken der glücklichen Liebe sich vor den Sprüngen des Mädchens nicht Raum machen konnte. Hostmann

konnte noch immer nicht begreifen; Röschen auch nicht. Aber es war ein junger, schöner Mann von dreißig Jahren. Der Streit war auf einmal abgethan.

„Mein Gott," sagte meine Frau — „Röschen, wie konntest Du so mißtrauisch seyn? Wenn Du wußtest, daß das Pflaster kein Feuermahl bedeckte: so konntest Du ja nur ein Wort reden!"

„Liebste Mutter," rief Röschen — „bei diesem schönen Augenblicke, bei dem Herzen Hostmanns schwör' ich Ihnen, ich habe gar nichts davon geahnt."

„Und sie hat ihn doch geliebt! doch! Sehen Sie, Hostmann, sehen Sie, hier haben Sie in Röschen eine neue Hipparchia, die, dünkt mich, größer ist als die alte; aber auch tausendmal glücklicher; denn ihr Krates steht vor ihr, in einen allerliebsten Mann verwandelt!"

Hier warf sich Hostmann noch einmal vor Röschen nieder, und nun gestanden sie einander, daß sie sich liebten, daß sie einander längst mit unendlicher

Leidenschaft geliebt hätten. Sie hatten Auge auf Auge geheftet, Hand in Hand geschlagen; und so betrachteten sie sich mit Augen, worin der Thau der glücklichen Liebe schwamm.

Das Feuermahl.

So standen sie, und dann gingen sie hinaus. Meine Frau saß, schüttelte mit dem Kopfe, alle Minuten einmal, lächelte, schüttelte wieder, sah finster. Der Verlust des Herrn von Brokmann ging ihr im Kopfe herum, sah man.

Aber endlich stand sie rasch auf, und nach der Thür gehend, sagte sie mir: „Ich glaube, wir werden am Ende noch etwas recht Gutes erfahren. Mache Dich immer auf eine große Freude gefaßt, lieber Herrmann! Unter dem Pflaster sitzt kein Feuermahl, so glaube ich, sitzt etwas anderes darunter. Er soll mir sagen, was darunter sitzt.“

Röschen kam ihr schon in der Thür entgegen. Mutter und Tochter umarmten sich. „Also hattest Du ihn geliebt, Röschen? trotz seiner Glatze und seines Feuermahls?"

„O Mutter, von Herzen! Ich könnte sagen, er hätte durch die Verwandelung verloren."

„Aber warum, Röschen? das mußt Du gefragt haben, warum hat er so lange sich so häßlich verstellt?"

„Ich habe ihn nicht gefragt."

„Er muß es uns sagen. Wo ist er?"

„Er ist ausgegangen, um sich zu sammeln von dem Wechsel der gewaltsamen Empfindung."

Wir fragten nun Röschen, warum sie ihre Liebe zu Hostmannen nicht gestanden hatte.

Sie gab einen guten Grund an. Sie hatte immer wohl geglaubt, daß sie geliebt wäre; aber die Ruhe Hostmanns hätte sie doch immer wieder irre gemacht. „O," sagte sie, das beschämte Gesicht an ihrer Mutter Busen verbergend — „wie

konnte ich meine Liebe sagen, die vielleicht nicht erwiedert wurde!"

„Aber Lenchen wußte doch, daß Du ihn liebtest?"

„Mütterchen, sehen Sie, daß Ihre Töchter keine Plappermäulchen sind, und rechte Heldenseelen haben. Ich wußte, daß Röschen Hostmannen liebte. Ach, aus ihrem offnen Herzen brach nie ein Strahl der Liebe hervor, aber, Mütterchen, ich vermuthete; denn sie mahlte immer auf jeden staubigen Tisch, in jeden Sandfleck, auf jedes Papier, in jedes gefrorne Fenster den Buchstaben H. Wie ich erst das weg hatte, da behorchte ich ihre Träume, sie nannte seinen Namen, immer nur seinen Namen, und ich beschloß, sie glücklich zu machen. Gottlob, es ist mir gelungen!"

Wir fingen nun an, die Frage zu untersuchen, warum Hostmann sein Gesicht, sein Alter so mühsam verstellt haben könnte. Meine Frau meinte, er hätte noch mehr verstellt als Gesicht und Alter. Sie erinnerte uns an alte Romane, wor-

in aus dem Bettlerrocke oft ein sehr reicher, vornehmer Mann hervor springt.

Unsertwillen hat er sich nicht verstellt: das war uns Allen gewiß. Wir mußten in der That erwarten, bis er selbst kam, um uns das Räthsel zu lösen.

Endlich kam er in ganz gewöhnlicher, aber sehr einfacher Kleidung. Sein Schnurrbart war verschwunden. In der That, wir kannten ihn nicht, wir mußten uns erst an ihn gewöhnen. Er hatte nichts mehr von dem vorigen Gesichte, als das funkelnde, treue, geistreiche Auge. Er war in der That jetzt ein sehr schöner Mann, und doch sagten wir zuletzt, was Röschen sagte, wir hätten ihn eben so lieb in dem vorigen Zustande gehabt. Aber dennoch that der Anblick des schönen, männlichen, frischen Gesichts nach und nach seine Wirkung auf uns. Er hatte einen sehr schönen Mund, bemerkte Lenchen, dessen Schönheit vorher der Schnurrbart bedeckte.

„Liebe Mutter," sagte Lenchen — „Sie hatten zwei Liebhaber in Einem, den

prophezeihten und den andern; Rös-chen hat zwei in Einem: den Bruder-mörder Kain mit seinem Feuermahle und seiner kahlen Glatze, und nun den jungen, lieben, theuren und hübschen Hostmann." Sie schlang ihren Arm um ihn. „Mich soll wundern, obs bei mir bei zweien bleibt, in Einem?"

„Ich weiß," sagte Hostmann, lächelnd — „noch immer nicht, wie ich entdeckt bin. Wie kamen Sie dazu, Lenchen, einen Ohnmächtigen zu waschen?"

„O mein Herr, ich wusch den Ohnmächtigen nicht. Ich wusch Ihnen nur die häßliche Farbe ab. Ich wußte längst, wie Sie aussahen. Meinen Sie denn, ein Mädchen würde eine Liebe in Schutz nehmen, wobei ein Feuermahl im Spiel ist? So lieb ich Sie hatte, Hostmann, so —"

„Gewußt? längst?" fragte er.

„Und Du konntest das verschweigen?" fragten wir Alle, Röschen am lautesten.

„Ich

„Ich kann wohl schweigen. Der Herr Nachbar da sieht einem immer in die Karte: warum ich nicht auch einmal in seine! Ich war gar zu neugierig, einmal das Feuermahl zu sehen. Als er das letzte Mal wieder hieher kam, und sein Schlafzimmer bestimmt war, da bohrte ich durch die Thür Löcher nach allen Richtungen. Ich dachte, er muß sich doch das Gesicht waschen. Ach, Hostmann, wie lange haben Sie mich gequält mit Ihrer Vorsicht!

„Endlich, endlich ertappte ich Sie. Sie wuschen sich das Gesicht. Sie nahmen das Pflaster ab, um ein anderes aufzulegen. Ich sah Ihr blondes Haar, ich sah die edle Stirn. Nun, Hostmann, kann ich schweigen?“

Er umarmte sie lächelnd. Wir merkten wohl, besonders ich, es war noch ein kleines Geheimniß zwischen Hostmann und Lenchen. Aber ein Geheimniß, um das Hostmann wußte, konnte nicht gefährlich seyn. Ich ließ es ihnen. Es konnte von der Art seyn, daß meine Frau

noch einmal einen Plan dadurch aufgeben mußte. Ich schwieg.

Wir drangen nun in Hostmann, uns die Ursach seiner langen Verstellung zu erzählen.

Er nahm einen Stuhl und hob an.

Meine Frau horchte mit allen Ohren; denn sie wollte nun ein für allemal erfahren, was für einen Menschen das schwarze Pflaster hatte verbergen sollen.

Hostmann.

Hostmann war der Sohn eines Menschen. Das war alles, was er von ihm sagte, was er von ihm zu sagen Lust hatte. Als ihn meine Frau weiter fragte nach dem Aeußern dieses Menschen: so gestand er, sein Vater hätte in Helgoland ein recht hübsches Gut besessen —

„Ein adliches?“ fragte meine Frau mit funkelnden Augen.

„Auf Helgoland,“ antwortete er, trocken — „liebste Mutter, weiß man so wenig von den Einrichtungen der übrigen Welt, daß ich zum Exempel aus dem ältesten dänischen Reichsadel stammen könnte, selbst von Kanut dem Großen, ohne daß ein Helgoländer davon Notiz genommen hätte.“

„Aber was war denn Ihr Vater?

„Ein Fischer, was wir Alle sind. Wir fischen nach Glück. Ein Lootse, was wir im Grunde hier in Hannover auch Alle sind; denn jeder denkt das ruhige Fahrwasser zwischen Barren, Dünen, Scheren und Klippen zu kennen, und sich mit seinem kleinen Glück durchzusteuren. Aber adlich waren wir nicht, wir hatten einen ehrlichen bürgerlichen Namen, Hostmann.“

„Wie Gott will!“ sagte meine Frau, seufzend.

Hostmann war der jüngere Sohn seines Vaters, und also nach den närrischen Sitten der Insel nicht sein Erbe. Aber sein Oheim — meine Frau fing wie-

der an zu fragen über Stand und Würde des Oheims — nahm ihn zu sich, um ihm eine Erziehung zu geben, die ihn schadlos halten könnte für den Mangel an Reichthum.

Diesen Oheim beschrieb er als einen Heiligen, als einen Weisen, und als einen Gelehrten zu gleicher Zeit.

Dieser Oheim bekommt den Knaben in einem Alter von zwei Jahren, da die ganze Seele noch eine ganz unbeschriebene Tafel ist, und der Oheim ist fest entschlossen, auf diese weiße Tafel nichts als lauter Göttersprüche zu schreiben.

Um seinen Entschluß auszuführen, zog der Oheim nach Konslach ins Gebürge. Wir fragten, wo das Konslach liege. Er beschrieb es uns genau; aber wir wußten am Ende nicht, an welchem Ende der Erde es lag. Meine Frau machte die Bemerkung, daß der Oheim ein reicher Mann seyn müßte, da er wegziehen könnte. Auch muß ich dem Leser sagen, daß allerlei Kleinigkeiten in der Erzählung vorkamen, woraus man auf

ein reiches Haus schließen konnte. Wir sahen indeß, Hostmann wollte es nicht recht wissen lassen, und so machten wir weiter keine Anmerkungen, und ließen den Strom seiner Erzählung ruhig wegfließen.

Der Oheim hatte allerlei närrische Grundsätze, zum Exempel, von der vollkommenen Gleichheit der Menschen. Er behauptete ferner gegen alle Menschen, in der Jugend, ganz gerade zu und mit aller Hitze, daß ein Schurke ein Schurke wäre, und hätte er eine Schatzkammer wie Krösus, und wäre er mit der dreifachen Krone des Pabstes gekrönt. Im spätern Alter hielt er mit diesen Grundsätzen ein wenig zurück, ohne sie aber aufgegeben zu haben. Ueber das menschliche Glück war er ein vollkommner Ketzer. Er setzte es nicht in Reichthum, nicht in höhern Rang, nicht in Schönheit, sondern allein in Gesundheit der Seele und des Körpers, und dann in Unabhängigkeit von allen Menschen, von allen Schicksalen. Und dazu, meinte er, führe gar nicht der Reich-

thum, sondern die Kunst, entbehren zu können.

Man lachte ihn aus; aber er bewies, daß er wenigstens für sich Recht hatte; denn er war immer heiter, immer glücklich, obgleich er immer nachgab, nie auf seinem Rechte bestand, sich freiwillig alles Herrschens begab.

Aber er war es doch müde, sich auslachen zu lassen, besonders aber scheute er des kleinen Hostmanns Mutter, die ihren Sohn unbeschreiblich liebte, und also bei seiner Erziehung mitreden wollte, und so zog er, wie gesagt, weit weg in die schönen Gebürge von Konslach, in ein einsames Thal, um das ringsum nur unschuldige Landleute wohnten, die, fern von allen Städten, und den geräuschvollen, vergifteten Gewerben, nur den Acker bauten, die Viehzucht trieben, und Jagd und Fischerei.

Hierher begab er sich mit dem kleinen Knaben, der uns jetzt die Geschichte erzählte, und hob die Erziehung mit ihm an, oder vielmehr, er hob nichts mit ihm

an, sondern er überließ den Knaben der Natur, und meinte, die Natur könnte wenigstens an dem Kinde nichts verderben. Er hielt dazu von seinen Nachbaren, den Landleuten, ein Paar Knaben in Otto's Alter — „Also Otto heißen Sie," sagte Lenchen lächelnd — um mit den kleinen Otto zu spielen.

Aber der Oheim vertrat die Stelle eines Schutzengels der Kinder. Er behütete sie, daß sie nichts unternahmen, was ihrer Gesundheit hätte gefährlich seyn können, und ließ ihre kleinen Streitigkeiten, die alle Tage vorfielen, nach engelländischem Gebrauch von ihren Pairs, durch ihre Kameraden entscheiden. Er führte nur als **Procureur** Gottes die Oberaufsicht über das Gericht; und da das oft kam, besonders im Anfange: so erregte das in dem Busen der Knaben, so jung sie waren, ein Gefühl der Gerechtigkeit, und der Ehre, das keine Zeit wieder ausrotten konnte.

Der kleine Otto besuchte seine Kameraden. Es kam bald zu Fragen, war-

um die Eltern seiner Freunde nicht so gut, nicht so bequem wohnten, als er selbst? Warum sie Bedienten hätten, und nicht die Landleute? Warum sein Vater so viele schöne Sachen, so viel Bücher, Bilder, Gemählde, Kupferstiche, musikalische Instrumente hätte, die alle den braven Landleuten fehlten?

Das machte eine Auseinandersetzung über den Unterschied des Reichthums nöthig, die der Oheim so deutlich machte, und dem Knaben so nützlich als möglich.

Der Vater legte es durch seine Auseinandersetzung dem Knaben so nahe, daß er auf die Frage kommen mußte: „Aber da Du so viel mehr Geld hast, als unsere Nachbaren: warum arbeitest Du denn selbst auf dem Felde, im Garten, auf der Jagd, bei der Fischerei? Warum gehst Du zu Fuß, und fährst nicht immer? Warum essen wir nicht alle Tage Zuckerbrodt, und warum schlafe ich denn nicht, so lange ich will?"

„Alles," sagte der Oheim, „das alles geschieht darum, weil ich gern mein

ganzes Leben hindurch vergnügt und glücklich seyn möchte.'

„Reicht Dein Geld nicht so lang, Vater? bis an Deinen Tod?"

„Das kann Niemand sagen, Otto, wie lange Geld reichen wird. Denn Otto, der Blitz kann mir das Haus anzünden." —

„Vater, Vater! der Blitzableiter!"

„Du hast Recht, die Leute, ich, oder Du können es aus Unvorsichtigkeit anzünden. Dieses Jahr kann ein Hagelschlag mich um die Erndte bringen, das Jahr drauf, der Mäusefraß, dann ein Mißwachs, dann kann Krieg kommen, und die Feinde plündern mich aus, und nun wäre ich nicht an Gehen, Arbeiten, früh Aufstehen, an Rokkenbrodt gewöhnt, wie Jarl unser Nachbar, dem es fast so ging. Was wurde aus ihm?"

„Ein Bettler!" sagte der Knabe sich schaudernd.

„Was aus seinen Kindern?"

„Bettler."

„Bloß weil er zu träge war zum Arbeiten, sich nicht immer in der Gewohnheit der Arbeit erhalten hatte. Und weißt Du, Otto, was ein Bettler ist? Der Sklav aller Menschen, ihrer Launen, ihrer Verachtung. Man schilt ihn; er darf sich nicht vertheidigen. Man hört nicht auf ihn, und er muß schweigen. Man heißt ihn weggehen, und er darf nicht mucksen. Man schlägt ihn sogar“ —

„Das ist Unrecht! Vater, das erste auch.“

„Sehr Unrecht, Otto; denn wer wollte einen Unglücklichen mit Unfreundlichkeit noch unglücklicher machen? Aber man schlägt ihn und er darf sich nicht wehren. O Otto, lieber wollte ich nicht leben; denn unabhängig seyn von den Menschen ist das höchste, das einzige Glück.“

„Aber wenn Du nun arm bist, und es kommt ein Hagelschlag, und dann, wie Du sagtest, ein Unglück nach dem andern?“

„So verstehe ich eine Kunst, Otto, die jeder Mensch lernen sollte. Ich kann entbehren.“

„Was ist denn das wieder?"

„Komm, gieb Acht, ich werde sehen, ob Du es verstehen kannst." Er erklärte, und der Knabe verstand. Denn sein Oheim setzte sich mit ihm ins Gras unter eine Linde und erzählte ihm die Geschichte des berühmten Robinson, eine wahre Weltgeschichte für Kinder, wenn sie gut erzählt wird, und Otto's Oheim erzählte sie recht gut.

Der Knabe sog sich die Seele voll großer Entschlüsse in dieser Erzählung. Er wurde ein Held. Eine neue Welt schwamm vor seinen Blicken. Er verlangte, alles selbst zu machen. Da er sich am Abend mit seinen Spielgefährten niedersetzte, und ihnen das liebliche Mährchen, das ihm der Vater in drei langen Tagen erzählt hatte, wieder gab, und das Erstaunen bemerkte, womit die Knaben den Helden der Geschichte betrachteten, da drückte sich der Entschluß recht flammend in die junge Seele, ein Robinson zu seyn mitten unter dem Reichthum seines Vaters.

So hob seine Thätigkeit, so hoben seine Kenntnisse an. Die Natur war sein Gebiet, worin er sinnliche Anschauungen sammelte. Er lernte um sich her die Pflanzen des Gartens, des Ackers, die Bäume der Wälder kennen, und zu gleicher Zeit die Künste, die sie erziehen, die sie veredlen, und gebrauchen. Es war Arbeit, bestimmte Arbeit, die sein Vater Arbeit nannte, aber sie wurde ihm, umgekehrt mit den Pädagogen, welche die Arbeit Spiel nennen, ein Spiel.

Er lernte auf dem Hofe, im Garten, dann im Walde am Tage, dann bei Nacht, alle Thiere kennen, nicht von Gestalt nur, sondern ihre ganze Lebensart. Ganze Monate kostete es ihm die Fischotter in ihrem Lager, mit ihren Beschäftigungen, mit ihren Jungen kennen zu lernen.

Die Beobachtung der lieblichen Vögel mit ihrer süßen Arbeit der Liebe wurde ein neues Vergnügen; aber es war Arbeit, eine schwere Arbeit, den schnellen Vogel im Fluge im Auge zu behalten, den Baum, den Strauch zu errathen, wo er

sein Nest hatte, die jungen zu erkennen, die Geschlechter zu unterscheiden, ihr Futter zu wissen. Es war eine Arbeit, die aber sein Oheim mit ihm theilte. Man fing die Vögel, man schoß sie. Sie wurden ausgestopft, und aufgestellt. Der Knabe hatte ein Eigenthum, selbst erworben, mit schlaflosen Nächten, mit Hunger und Durst, mit meilenlangen Wegen erworben.

Er lernte die lebendige Natur, die lebende, mächtige Göttin kennen, kein Gemählde von ihr, kein gelehrtes Namenregister. Er kannte das Thier an Stimme, an Lager, an Gestalt, im Lauf, im Flug. Er fühlte sich schon als Knabe der Thiere Herr; denn er konnte sie alle überwältigen.

So arbeitete er seine Sinne, sein sinnliches Urtheil, seinen Verstand aus in der Natur allein.

Erzählungen, Gedichte, Mährchen, die schönsten, die zu haben waren, und sein Oheim hatte die schönsten, brachten des Knaben Phantasie, und alle stol-

zen Gefühle, der Gerechtigkeit, des Muths, der Freiheit, der Treue, der Großmuth, der Freigebigkeit in Bewegung, und erregten den Abscheu gegen Eigennutz, Rache, Feigheit, Kriecherei und Geiz.

Seine Spielgefährten wurden freilich durch ihn, mit ihm gebildet; aber der Knabe fühlte doch bald seine Superiorität über sie. Er zog sich näher an seinen Vater, näher an die edlern Naturen in seines Vaters Büchern. Er fühlte sich verwandter mit den Rittern, von denen er las, mit den Wunderhelden seiner Feenmährchen sogar, als mit den Bauerknaben um sich her.

Er lernte früh entbehren, früh den Schmerz tragen, den körperlichen, der Kälte, der Hitze, des schlechten Wetters, den Durst, den Hunger, die Ermüdung. Aber sein Vater, wenn der Knabe sich rühmte — er erhielt sein Lob für jedes Opfer von dem Vater — aber dann faßte der Vater seine Hand, und sagte: „Es ist gut Otto! Es ist gut. Aber sieh um

Dich, was Du freiwillig thust, oder um irgend einen Wunsch zu erreichen, das lernen die Armen alle, von ihrem Schicksal gezwungen. Du bist reicher als sie; aber Du kannst sagen: Ihr steht mir in keiner guten Eigenschaft vor. Ich bin stark und kräftig wie Ihr. Ich kann arm werden, und ich bin eben so frei als Ihr Alle! denn ich kann, was Ihr könnt, und kann es besser, weil ich es mit Nachdenken, absichtlich gethan habe. Aber, Otto, es giebt noch eine glühende Hitze, glühender als im August! Kannst Du der widerstehen? Es giebt einen noch wüthendern Sturm, als der Sturm im November! Wird Dich der nicht wegreißen?"

„Welch ein Sturm, Vater?" fragte Otto, mit großen Augen und Muth.

„Der Sturm, die Hitze in der eigenen Brust, mein Kind! Wie zornig warst Du neulich auf den Knaben unsers Nachbars?"

„Er schlug ein Kind, das sich nicht wehren konnte, und Vater," setzte er leise hinzu — „es war ein Mädchen."

„Daß Du zürnend zum Schutz des Unschuldigen und des Schwachen herbei stürztest, Otto, das war recht. Aber war es nicht genug, wie Du das Kind aus seinen Händen befreiet? wie Du den Angreifer bestraft hattest? Aber Du zürntest fort, Du haßtest fort!"

„Wie konnt' ich anders? Noch jetzt, Vater —"

„Ich habe nichts dagegen, Otto! Du sollst auch den nicht lieben, der die Schwäche mißhandelt. Aber Du sollst dem Zorne widerstehen können. Ists denn der Zorn allein, Otto? Wer war neulich so übel gelaunt, als das Mädchen Dir die Otter aufjagte, die Du eben zu erhaschen hofftest? Hatte das Mädchen Dich oder Jemand beleidigt? War dieser Zorn gegen eine Unschuldige, und" — leise sagte der Vater — „gegen ein Frauenzimmer gerecht?"

Otto beugte das Haupt nieder auf die Brust, die voll Schmerz war.

„Wie willst Du die schweren Unfälle des Lebens ertragen, wenn Du nicht einmal

mal den kleinen Unfall eines unschuldigen Zufalls lächelnd tragen kannst? Du trotzest dem Sturme: trotze auch den Sturmwinden des Zorns in Dir selbst, lieber Otto!"

Der Knabe reichte dem Vater die Hand zu einem heiligen Versprechen, und der Vater achtete auf jede Gelegenheit, die sich darbot, des Knaben Leidenschaft rege zu machen, und zuletzt war ein Wink, oder ein Wort des Vaters hinreichend, die Brust des Knaben wieder auszuhellen, die eben ein Sturm erfüllte.

Mit jedem Jahre schloß sich Otto fester an den Vater, in reiner Liebe, in ächter, zutraulicher Verehrung. Er hatte Achtung gegen einen Menschen, und er achtete sich selbst. Er hatte Glauben an eines Menschen Tugend, und aus diesem Glauben keimte seine eigene blühend hervor.

Zehn Jahre war der Knabe alt, da kam ein freundlicher Jüngling zu seinem Vater, den Unterricht in den gelehrten Sprachen zu übernehmen. Otto's

Oheim war selbst ein Gelehrter. Das Geschäft wurde nach der Methode des Oheims getrieben, und Otto machte große, mächtige Fortschritte. Die Mathematik wurde zuerst mechanisch angefangen, gerade wie Hostmann sie mit meinen Söhnen anfing. Sie maßen, sie zeichneten. Man gab dem Knaben Winke, aber man ließ ihn nicht über die Schwierigkeiten wegspringen, dadurch daß man ihm sagte: „So mußt Du es machen." Man war in Verlegenheit, wie etwas zu messen sey jenseits des Flusses. Man hielt Rath, man kam der Sache nahe. Man ließ den Knaben die Sache erfinden. Man wollte doch sehen, ob es richtig war. So ging alles als lebendige Anschauung in die helle Seele des Knaben hinein. Aus den einzelnen Erfahrungen wurden die allgemeinen Gesetze abgeleitet, und es war ein Fest für den Knaben, wenn er wieder ein Gesetz mehr kannte.

Das Rechnen war nicht die unfruchtbare Arbeit auf einer Schiefertafel, sondern unmittelbares Bedürfniß der Haus-

haltung. Man wollte ein Stück Feld bepflanzen: wie viel gebrauchte man dazu Pflanzen? Der Vater bauete eine Scheuer: wie viel Ruthen Steine gehörten dazu? Der Vater haßte nichts mehr als das bloße Wissen in Worten, so bald die Sache anschaulich gemacht werden konnte, und seine Phantasie war beweglich genug, die Anschauungen natürlich herbei zu führen.

Schon als Knabe hatte Otto kleine Reisen mit seinem Oheim gemacht, der ein höchst rüstiger Mann von etwa dreißig Jahren war. Diese Reisen wurden immer größer, weiter und mühsamer, und immer angenehmer durch das Ziel der Reise, das immer etwas war, wofür sich Otto unbeschreiblich interessirte. Sie machten sie zu Fuß, mit wenigem Gelde, weil unterwegs sich eine Gelegenheit fand, das Geld, was sie hatten, auf Otto's Bitten sogar, an einen Unglücklichen los zu werden.

Sie mußten in schlechten Wirthshäusern mit kalter Küche nun sich behelfen,

alles mit Mühe und Noth erhalten, was sonst bezahlt wird; dann machten sie auch wieder eine Reise im Wagen, mit Postpferden, mit dem ganzen Ueberfluß eines Reichen, der zur Lust reist; aber der Oheim war so erfinderisch, immer einen Umstand in den Weg zu schieben, der dem Knaben deutlich machte, wie abhängig man von einem Wagen werden kann, daß der Reisende zu Fuß offenbar der Allerunabhängigste ist. Die Nutzanwendung aufs Leben war bald gemacht.

Sie wurden in denselben Gasthäusern, wo man sie in schlechten Kleidern als Fußreisende kalt, unhöflich sogar, aufgenommen hatte, jetzt im Wagen mit Demuth, mit Ehrerbietung empfangen. Auch die Nutzanwendung war bald zum großen Vortheil des Knaben gemacht, was eigentlich der Wirth und die Bedienung an ihnen ehrte, den Wagen und den Schneider.

Sie erlebten eine Menge solcher Szenen, aus denen der Knabe sah, wie armselig das ist, was man Ehre und Verachtung in der Welt nennt. Er fühlte mit je-

der Reise immer mehr Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Menschen über ihn, weil er einsah, welche elende Dinge das Urtheil der Menschen bestimmen.

Hier schloß Hostmann seine Erzählung; denn wir wurden zu Tische gerufen. Meine Frau sagte: „Du sollst sehen, Herrmann, ob ich nicht Recht habe; denn es ist von Gütern und Equipage die Rede. Der schwarze Taffent hat etwas ganz anderes bedeckt als ein Feuermahl. Ich bin nur begierig, warum er es angelegt hat.“ Röschen war außer sich vor Vergnügen. „O,“ rief sie — „liebster Hostmann, lebt dieser theure Oheim noch?“

„Ich verrathe nichts voraus, Röschen;“ aber er nickte ihr zu.

Lenchen schlug nach Tische in allen Geographien nach den Gebürgen von Konslach nach; aber sie standen in keinem Buche. Wir hatten einen höchst glücklichen Abend, denn wir sahen, wie nun mit jeder neuen Sekunde der Ton der Freundschaft zwischen Röschen und un-

ſerm Nachbar mehr in den Ton der hei-
ßeſten, jugendlichſten Liebe umſprang.

Hoſtmann erzählt weiter.

Am andern Morgen ſchloſſen wir uns ein, um allein zu ſeyn, und Hoſtmann erzählte weiter. Meine Frau hatte ſich hinter ihn geſetzt mir gegen über, um mir einen Wink zu geben, wenn etwas vorkam, woraus auf das, was hinter dem ſchwarzen Taffent ſteckte, zu ſchließen war. — Wir Andern waren begieriger, was hinter dem ſo ſchön erzogenen Knaben für ein Jüngling ſteckte.

„Nun, Otto?“ hob Lenchen an. „Otto!“ ſagte Röschen leiſe, und legte ihre Hand in Hoſtmanns Hand.

Hoſtmann erzählte weiter.

Otto war jetzt ein Knabe von vierzehn Jahren, dem es ziemlich gleichviel galt, in welchem Rocke er ſteckte, in einem von Zwillicht oder in einem von Merinowolle, der ſeine Nacht auf einem Heuſcho-

der auf der Wiese eben so gut zubrachte als in einem Himmelbette; der an einem Napfe mit Milch und eingebrocktem schwarzem Brod mit eben so heiterm Gesicht saß, als an einer Tafel von vier und zwanzig Schüsseln, von denen er nur eine aß; der in der Nacht eben so furchtlos und sicher ging als am Tage; der gerade nicht mehr Bedürfnisse hatte, als ein Tagelöhner mit ein paar gesunden Armen befriedigen kann. Er spielte das Klavier, er sang schön; denn die Natur und die frühe Uebung seiner Sprach- und Sangorgane hatte ihm eine schöne Stimme gegeben. Er blies die Flöte, er blies mit Leidenschaft das Waldhorn, weil es seine Freude von Jugend auf gewesen war, in seinen Gebürgen die Echo's wach zu machen.

Er verstand Latein, Griechisch, Mathematik, Geschichte, er kannte die Natur. Er war gesund, er hatte alle seine körperlichen Kräfte geübt. Er zitterte vor gar nichts, als nicht Treue zu halten, und vor der Abhängigkeit. Er hatte zu allem Großen und Edeln den feurigsten Muth.

So ausgerüstet, reiste er jetzt mit seinem Oheim und seinem Lehrer durch Deutschland. Dann setzte er über den Kanal nach England über, und lebte ein Jahr in der Riesenstadt Europa's, auf dem Markte der Welt, in London.

Der Mensch erschien ihm hier ein Wunder von Kraft; aber zu gleicher Zeit lernte er, wie tief er sinken kann. Nun durchzogen sie die reiche Insel, sahen alle Wunder der Natur, und die Wunder der Kunst und des Fleißes. An der Nordspitze der höchst kultivirten Insel fand er fast die Wilden der neuen Welt, und er staunte vor dem Unterschied, den ein so kleiner Raum machte.

Sie gingen von Schottland nach Italien um Europa herum. Hier las er zur Vollendung noch einmal seine Klassiker, auf dem Theater der großen, erstaunenswürdigen Thaten der verschwundenen Riesenwelt, die nichts hinter sich gelassen hat, als Gesetze, Gebäude, die Bildsäulen ihrer Götter, und eine große

Lehre künftigen Völkern. In Rom zeichnete er, und studirte die Kunst zwei Jahre lang.

Er konnte nicht widerstehen, er flog doch auf ein paar Monate hinüber auf den heiligen Boden Griechenlands. Er schauderte; denn er fand in Athen unwissende Sklaven, und in Sparta verächtliche Banditen.

Sie landeten in Marseille, und durchzogen nun Frankreich, das mit seinen Künsten, mit seiner Litteratur Europa schon Jahrhunderte beherrschte. Von da bestiegen sie das Land, wo die Natur ihre Riesenglieder glorreich in der Fülle der Kraft ausgestreckt hat, in das Land, wo zwischen den Riesenbergen der hohe Geist der Freiheit still und muthig wohnt; in die Schweiz. Hier fand Otto sich selbst wieder. Hier lernte er nichts, wie in den andern Ländern. Hier war seine geliebte Heimath, die er kannte. Hier liebte er nur, die Menschen, den Himmel, die Hoheit der Natur. In seinem Busen fand er Alles wieder, den fro-

hen Sturz der Ströme, die Erhabenheit, die Fülle, die Einfalt, das Gefühl.

Er sah, wie ein Gemsenjäger, unerschrocken in die jähe unergründliche Tiefe, und sagte: „Das habe ich in früher Kindheit gesehen, oder nachher geträumt.“ Er sehnte sich zurück in die Schweiz, als sie das Land verlassen hatten. Der Kuhreigen weckte alle Saiten seiner Seele, und setzte sie in trauernde Bebungen.

Nach fünf Jahren betraten sie in Tyrol den vaterländischen Boden wieder, und der Jüngling war neunzehn Jahre alt. Ein Mann an Stärke, an Kraft, an Besonnenheit, an Entschluß, und ein Kind noch an Weichheit, an Unschuld, an Reinheit der Sitten, an frohem Muth, an schönen Hoffnungen, die ihm jeder Morgen, der über seinem erwachten Auge und über seiner arbeitenden Seele aufging, zu erfüllen versprach.

Hier an der Grenze Deutschlands fühlte er den ersten Schmerz. Sein Lehrer verließ ihn. Er liebte ihn unendlich. Er hing an seinem Halse mit

dem unbändigen Schmerze eines reinen, vollen, tugendhaften Herzens.

In langsamen Tagereisen durchzogen sie nun Deutschland, bis sie von weitem wieder die Gipfel der heimischen Gebürge sahen, und endlich das glückliche Thal wieder erreichten, wo Otto seine Jugend verlebt hatte.

Hier erklärte ihm nun der Oheim, daß er von jetzt an unter die Menschen treten müßte, nützlich für sein Vaterland zu seyn. Der kühne Zögling wählte den Degen, da ihm die Wahl frei stand, und sein Oheim sorgte dafür, daß er unter einem Kavallerie-Regimente angestellt wurde.

Hier konnte meine Frau sich nicht länger halten. Sie sagte: „So müssen Sie doch wohl von Adel eigentlich seyn, liebster Nachbar?"

„Ich bitte um Verzeihung; im dänischen Militair hat der Bürgerliche gleiche Rechte mit dem Adel."

Aber sie blieb bei ihrer freudigen Hoffnung, sie winkte mir versichernd zu. Sie

hatte schon oft mir zugewinkt, wenn von Otto's Reisen die Rede war. Sie machte nun die zweite Anmerkung, daß seine Reisen erstaunliches Geld müßten gekostet haben.

„Sie vergessen," antwortete er — „wie sehr ich, mein Oheim und Lehrer entbehren konnten. Alles, alles, liebstes Mütterchen," setzte er hinzu — „ist wohlfeil, wenn man entbehren kann. Das Glück des Lebens, selbst der Himmel ist um diesen Preis zu haben, und fast um keinen andern."

Sie lächelte, und sagte Lenchen ins Ohr: „Jetzt weiß ich genug!" Hostmann fuhr fort.

Otto kam bei seinem Regimente an, und der muthige, schöne, wohl gebildete, kenntnißreiche Jüngling wurde von Allen, von seinen Kameraden, von seinen Vorgesetzten, von Allen, an die er empfohlen war, mit offnen Armen empfangen. Er trat wie ein Held in seine neue, muthige Welt voll Jünglinge, mit einem sehnenden Herzen, das aus jedem, der ihn anlächel-

te, gern einen Busenfreund auf Leben und Tod gemacht hätte; mit einem Dichtergeiste, der jede ältere Dame zu einer Mutter des Koriolans, jede jüngere zu einem schönen Genius der Tugend und des Reizes, jeden Jüngling zu einem Posa, und jeden Mann zu einem Mentor machte.

„Das ist der Fehler eines schönen reinen Herzens, Otto," hatte oft sein Oheim gesagt: „Ich kann Dich nicht tadeln, Otto, aber bedauren will ich Dich, wenn Jeder, der in Deinen Weg tritt, ein Stück von Deinem Herzen mit wegnimmt, und Dir nichts, gar nichts, nicht einmal ein kaltes Andenken wieder giebt."

Otto konnte nicht begreifen, wie er sich so gröblich irren sollte, obwohl er schon ein Dutzend Mal so geirrt hatte. Hier aber waren es Jünglinge, dem Tode fürs Vaterland geweiht, wie er selbst, und er streckte seinen Arm aus, und die Fühlfäden seines vollen, warmen Herzens, nach diesen stolzen Genien, die ihn umgaben. Ach, sein Oheim hatte wieder Recht! Sie

verloren bald die schöne Verklärung seines eigenen Herzens, den heiligen Schein, der nur der Wiederschein seines eigenen war. Und er zürnte nicht mit den Menschen; denn er liebte sie ja dennoch; aber mit dem Geschick zürnte er, das ihn den Freund, das ihn die Geliebte nicht finden ließ. Sie war auf der Erde; denn er war ja auf der Erde.

„Die Geliebte?“ fragte meine Frau, neugierig, und Lenchen schoß nun Blicke, die Blitzen glichen, auf Hostmannen.

„Ja, die Geliebte,“ rief Hostmann — „die keiner Verklärung einer fremden Phantasie bedarf, die in reiner, menschlicher Gestalt hinaus gehoben in den reinen Himmelsäther, selig und liebend zerfließt an meinem treuen Herzen.“ Hier schlug er seine Arme um Röschen. „O Gott,“ rief er — „ich habe sie ja gefunden, die in meinen schönsten Träumen nicht so schön, nicht so rein war, wie Du, mein Röschen! O meine Geliebte!“

Aber jene Frage meiner Frau brachte uns um die Fortsetzung der Geschichte. Denn Hostmann konnte nicht weiter. Er stand bewegt auf, er trat an das Instrument. Er schlug eine Melodie an, Röschen stimmte ein, und nun, verloren in ihrer seligen Liebe, gingen sie hinaus in den Garten.

„Ihr sollt sehen!“ rief meine Frau voll Freude — „er ist ein Edelmann!“

Otto findet die Geliebte.

Meine Frau war auf den Edelmann versessen, Lenchen auf die Geliebte, die er finden mußte. Ich auf nichts, als auf das Glück meiner Tochter, daß er sie gefunden, daß sie ihn erkannt hatte, in keiner verklärten Gestalt, sondern in einer ziegenhaarnen Perücke und mit einem Feuermahle auf der Wange.

Wir baten Hostmannen, seine Erzählung fortzusetzen.

Otto war in dem Hause des Majors von Wendlich auf einem sehr vertrauten Fuße; der alte, derbe, brave Major mochte den muthigen Jüngling leiden, der nie einen Unwillen verschwieg, traf er auch den Günstling, und nie ein Lob, und mußte er es in dem Augenblicke sagen, wo der Zorn eines Mächtigen auf dem ruhte, den er loben wollte. Ja, dann sagte er es am liebsten.

Der Major meinte, in Otto säße ein Mann, wie er selbst war, der jeder Laune gehorchte, und sie nachher mit Degen und Pistolen verfocht, und so freute er sich, daß Otto so geehrt wurde. Otto hingegen hielt diesen Major für einen biedern, rauhen, ehrlichen, fühlenden Mann, dessen Worte nur wehe thaten, wie die Spitzen an einem unpolirten Edelsteine. Sie irrten sich beide, und in ihrem Irrthume liebten sie sich.

Die Majorin hatte bei diesem Hausfreunde noch wohl die Idee, ihn in ein Familienglied umzusetzen. Sie hatte eine Tochter, die für schön galt, weil sie jung

war

war — Otto war selbst in diesem Irrthume mit allen jungen Offizieren des Regiments. Besonders liebte er sie, weil der Major, ihr Vater, mit derben Bemerkungen das zarte Herz der geduldigen Tochter so oft, so scharf blutig riß, und weil die Tochter den Stacheln des Vaters nichts entgegen setzte, als eine kleine Röthe der Wange, ein Zucken des schönen Auges, und eine Thräne, die sie noch dazu verbarg.

Er fing an, das Mädchen in seinen Gedanken in die Höhe, in den Aether zu heben, mit einem Heiligenschein um das blonde, gelockte Köpfchen, und was ein Reiz für alle junge Herzen ist, ein goldnes Schwerdt durch ihr Herz gestoßen, wie eine Mater dolorosa.

Das Mädchen merkte ihm seine Mahlerei recht wohl ab, so wenig sie auch von Heiligenscheinen und goldnen Schwerdtern hielt, und sie wurde so gut verliebt in ihn, als er in sie.

Aber er erinnerte sich recht wohl der Warnung des Oheims, der selbst ehelos

geblieben war, weil er den schwersten Schmerz seines Lebens einem leichtsinnigen Wesen dieses Geschlechts zuzuschreiben hatte. Es entging ihm doch nicht, daß der Heiligenschein des Mädchens nicht ganz ächtes Gold war; und hätte er auch das nicht gesehen: so hätte es der Tochter des Majors nichts geholfen; denn es erschien die ächte Mater dolorosa, mit zehn Schwerdtern in dem zarten Herzen.

Ein altes Fräulein von Wendlich, die das harte Geschick in der Jugendblüthe übersehen hatte, erschien in der Garnison mit einem jungen Fräulein von Wendlich, einer armen Waise, der aber jeder Jüngling, wie sie erschien, sich zum Beschützer anbot, so schön war sie.

Das alte Fräulein hatte ein liebendes Herz aus der Jugend gerettet, und das liebende Herz fand die hülflose Waise, und drückte sich fest an die Liebe eines Kindes, dem sie Mutter, mehr als Mutter seyn konnte. Sie hatte für Emilien, so hieß ihre Pflegetochter, mehr als mütterliche Opfer gebracht. Sie hatte ihr klei-

nes Vermögen an Emiliens Erziehung gewendet; und eben jetzt, da diese in dem Glanze ihrer jugendlichen Schönheit, in den schönern Strahlen ihrer geistigen Bildung auftreten sollte, um glücklich zu werden, versank ihre Mutter in den Abgrund des allerbittersten Mangels. Sie sah nichts vor sich, als entweder großmüthig zu verhungern, oder ihre geliebte Tochter irgend ein Gewerbe ergreifen zu lassen, das sie hinab stellte in die dienende Klasse der Menschen. Nein, sie konnte beides nicht. Sie raffte alles zusammen, und reiste mit ihrer Emilie in die Garnison, wo Emiliens Oheim Kommandeur eines Regiments und ein reicher Mann war. Sie verlangte von dem Major nichts, als eine kleine Unterstützung, ein altes Kleid von seiner Tochter für Emilien, und die Anerkennung seines eigenen Namens an dem armen Mädchen. Das übrige traute sie Emiliens Reiz und ihrem sanften, schönen Herzen zu.

Die beiden Fräulein waren angekommen, und hatten sich bei dem Major ge-

meldet, eben als er auf die Parade gehen wollte. Otto war unter den Offizieren, die ihn begleiteten.

„Was wollen Sie? he? was wollen Sie?“ rief der Major. „Alle Teufel, wenn ich alle Menschen füttern sollte, die heißen wie ich: so — so — Wo logiren Sie, Fräulein Kousine? wo? he?“ Das Fräulein nannte das Wirthshaus, wo sie abgetreten war. Der General sagte dann noch: „Ich will Ihnen Nachricht geben!“

Otto war ergrimmt im Innern auf den Major, der des schönen Mädchens stumme Thränen so wenig achtete, als die schöne Beredtsamkeit der Mutter, die ihm das Elend schilderte, worin sie mit ihrer Pflegetochter gerathen war; und der Major brummte noch den ganzen Weg fort, über die Narrheit der alten Betschwester, sich mit dem Mädchen an ihn zu wenden. Er schwor, er würde nichts für sie thun, als sie hin und wieder zu Tische bitten, wenn sie besser gekleidet wären. Zwischen durch erwähnte der Major auch seiner

Frau dabei, welche das alte Fräulein sammt der Jungen nicht vier und zwanzig Stunden unter seinem Dache leiden würde.

„Wer ist sie denn eigentlich?“ fragte Otto.

Nun erzählte der Major die rührende Geschichte der Liebe der Alten zu Emilien, wie sie unter Angst und Noth das Kind erzogen, sich von allem entblößt hätte, um nur Emilien eine anständige Erziehung zu schaffen. Kurz, des Majors Erzählung erhob das Fräulein in Otto's Augen hoch empor in den reinen Himmelsäther, mit einer Sternenkrone auf dem Haupte, und anbetenden Engelsköpfen rings umher.

Auf der Parade hatte Otto heute nichts zu thun. Er lief also in das Wirthshaus, wo die beiden flehenden Damen abgetreten waren, und ließ sich beim Fräulein Wendlich melden.

Er war gegen das alte Fräulein so ehrerbietig, als hätte sein Kopf mit zu den Engelsköpfen auf seinem Gemählde

gehört. Er sagte dem Fräulein, daß er von dem Major den Auftrag hätte, für ihr Unterkommen zu sorgen.

Das Fräulein stutzte. Aber Otto setzte hinzu: „Der Major kann vor seiner Gemahlin nicht anders, meine Gnädige! Er fühlt seine Verpflichtung gegen seine Verwandtinnen wohl, aber er muß wünschen, daß seine Frau in dem Glauben bleibe, daß Sie hier unabhängig von Ihrem eigenen Vermögen leben. Er sendet Ihnen zu diesem Behuf diese Rolle Gold, die ich Ihnen überreichen soll, und es wird mir ein Vergnügen seyn, meine Gnädige, wenn ich Ihnen behülflich seyn kann, Ihre Lage bald bequem zu machen."

Das Fräulein dankte, brach in begeisterte Lobeserhebungen ihres Vetters aus, und bat den jungen Menschen um Nachricht, wohin sie mit ihrer Pflegetochter wohl ziehen könnte. „Wir lieben die Stille, mein Herr, die Natur, und Sie sehen leicht, die Wohlfeilheit."

Otto schlug ihnen die Wohnung in einem Gartenhause vor, das ihm gehörte,

und die er ihnen gern abtreten wollte. Das Fräulein nahm das an. Sie besah die Wohnung, die aus einem Wohnzimmer und einem Schlafzimmer bestand; und nach einigen Winken Otto's an den Gärtner erhielt sie es für einen sehr billigen Preis, mit allen Meubeln, die Otto'n gehörten, die aber der Gärtner auf einen Wink für die seinigen erklärte.

Nach einer Stunde ging Emilie schon in dem Garten umher, wie die Königin des Hauses; des Gärtners Tochter war zu ihrer Aufwartung bestimmt. Das Fräulein erstaunte über die Gutartigkeit dieser Leute. Sie wußte nicht, wie viel diese Leute Otto'n verdankten, und daß Otto der Familie des Gärtners befohlen hatte, den beiden Damen alle mögliche Dienste zu erweisen. Er bat das Fräulein, sich ja recht sehr in Acht zu nehmen, wenn sie etwan den Major sprächen, sich nichts merken zu lassen, wie großmüthig der Major sey.

Otto war bei der Parole, und der Major schickte in das Wirthshaus, sich zu

erkundigen, hörte, sie wohnten in einem Gartenhause. Er hörte ein paar Tage darauf, die Damen wären ganz anständig gekleidet, und so bat er sie zu Tische. Da sah Otto sie wieder. Des Majors Familie behandelte sie mit einer höflichen, aber stechenden Kälte, besonders Mutter und Tochter; denn der Major war jetzt zufrieden, daß sie nichts von ihm wollten.

Otto nahm während des Essens den ganzen Heiligenschein von dem Haupte der Tochter des Majors, und bekränzte Emilien damit; denn das schöne Mädchen saß so bescheiden da, hatte auf jede übermüthige Frage der reichen Tante nach ihrer Armuth immer ein Lächeln zu der demüthigen Antwort, und für jeden höhnischen Blick ihrer Kousine, die recht wohl sah, daß Otto die Augen recht fleißig auf Emilien heftete, eine bittende Stimme.

Noch nicht drei Mal hatte Otto am Tische mit den beiden Fräuleins gesessen, da trug Emilie die Sternenkrone, das goldne Schwerdt, mit den anbetenden En-

geln um sich her. Er besuchte das Fräulein wieder, und immer wieder, das Fräulein Beate nämlich. Denn Emilien sah er nur höchstens am Fenster sitzen hinter den Glasscheiben, und hinter einem Musselin-Vorhange dazu. Aber diese Unsichtbarkeit des Mädchens wirkte ganz das Gegentheil in des jungen Menschen Brust und Liebe, von dem was Beate glaubte. Nicht Auge und Ohr nahmen Pallette und Pinsel und mahlten Emiliens Gestalt, sondern die Phantasie selbst, und hinter dem weißen Musselin-Vorhange saß, wie hinter einer lichten Wolke, eine Königin, die zu allen Reizen der Afroditen, die er gesehen hatte, noch den himmlischen Reiz der züchtigen, verschämten Weiblichkeit hatte, und den seiner Sehnsucht.

Aber was sollte das Fräulein Beate machen, wenn sie die offnen, großen, schönen Augen des jungen Menschen sah, die er verstohlen in die Höhe schlug, so bald sie mit ihm den Gang nach dem Hause herab kam? Er war der Zwischenbote zwi-

schen ihr und dem großmüthigen Major; und wäre der Otto, dachte sie, ein Freibeuter, ein Straßenräuber: so würde doch der edle Major ihn nicht so oft senden.

Dann hatte sie noch einen andern Grund, Otto'n etwas Gutes zuzutrauen: das war die tiefe Ehrfurcht, die er ihr selbst bezeugte, die manchmal so begeistert war, daß zuweilen in ihrem Herzen die Asche ihrer gestorbenen Jugendhoffnung wieder aufgeweht wurde, und eine junge Blüthe wieder hervor trieb des vergangenen Frühlings. Sie hatte ihn ja selbst so lieb, daß sie ihm nichts Böses zutrauen konnte. Aber Beate sah, mit Schmerz zwar, aber sie sah doch, daß vielleicht ihre geliebte Nichte zu einem Opfer, ach, um nur in der Welt fortzuleben, bestimmt seyn konnte. Sie selbst hatte die Liebe nie beglückt; und sie war darum nicht hart gegen das Herz ihrer Nichte geworden; aber die Armuth, die schreckliche Hülflosigkeit, schien ihr doch, nachdem die Brust den Schmerz der Liebe-

losigkeit vergessen hatte, das größere Unglück, und — so mußte sie wie ein böser Geist zwischen den Musselin-Vorhang und Otto's schöne Augen treten. Denn ein alter Major vom Regimente, der sie in ihrer Jugend gekannt hatte, und der unverheirathet war, hatte am Tische des Majors Wendlich seine alte Bekanntschaft mit ihr erneuert.

Den andern Tag kam er selbst, seinen Besuch zu machen. Er redete mit Beaten; aber sein Auge sprach mit Emilien, eine Sprache, die gar nicht zweideutig war. Hätte er Emilien für das schönste, liebenswürdigste Mädchen erklärt, es wäre nicht deutlicher gewesen, als seine Blicke. Der Major kam wieder, und er erklärte dann der Tante Beate, daß er unverheirathet sey, weil er nie ein Mädchen gesehen hätte, mit dem er es hätte wagen mögen.

Das war nicht so ganz wahr; er hatte es mehr als zu viel gewagt, mit unschuldigen Mädchen, die er verführt hatte. Das wußte Beate von ihrem Wirth,

dem Gärtner, aber sie zuckte nur schweigend die Achseln. Denn der Major war reich, und stand zum Obristlieutenant, und war ein rüstiger Mann, der den Generallieutenant wohl erreichen konnte.

Die arme Beate fühlte das innigste Mitleiden mit ihrer armen Nichte, wenn sie Otto'n mit dem Major verglich, aber es was ja nicht anders. Sie behütete also ihre Nichte, daß sie keine Vergleichungen anstellen konnte, so viel sich es thun ließ.

Kam Otto, so empfing ihn Beate, und blieb mit ihm im Garten; kam der Major, so ging sie mit ihm zu Emilien. Die Folge davon war, daß Otto alle Ehrenkränze und Diademe, womit er sie ausgestattet hatte, wegstrich, und zuletzt nichts an ihr sah, als einen häßlichen Drachen, der die Gärten des Hesperiden bewachte.

Beate hatte sich nach Otto'n erkundigt, bei ihm selbst und bei Andern. Sie hörte, er habe einmal einen großen Reichthum zu erwarten, von einem Oheim;

aber zu gleicher Zeit hörte sie auch, daß Otto ganz von diesem Oheim abhing, und Beate hatte eine Menge Oheime in ihrem Leben kennen gelernt, um nicht viel auf Otto's Oheim zu rechnen.

Es war nicht anders. Sie bedaurte Emiliens hartes Schicksal; aber sie hielt dem Major feurige Lobreden gegen ihre Nichte; und brachte Emilie das Gespräch auch einmal auf den Lieutenant, was das arme Kind immer erst nach einigen verstohlnen Seufzern und kleinen Errötungen konnte: so sprach die Tante so kalt von ihm, so im allgemeinen, daß Emilie gern schwieg, um nur nichts weiter zu hören.

Beate glaubte, ihre Sache, wer weiß, wie fein und zart zu machen, aber sie wußte nicht, daß Otto eine ganze Menge Lobredner hatte, erstlich: die schönen großen Augen, die er zum Fenster hinauf warf, hinter dessen Vorhange Emilie saß.

Zweitens: die große, edle, schlanke Gestalt, die sie recht deutlich sah, wenn er

den Gang vom Hause weg ging mit der Tante. Emilie schob dann den Verhang zurück, um sie recht deutlich zu sehen.

Drittens: des Gärtners ganze Familie: er selbst, seine Frau, seine Tochter, waren voll von des jungen Menschen Lobe. „Gnädiges Fräulein," sagte die Gärtnerin, wenn sie mit Emilien allein war, und setzte beide Hände auf die Hüften — „dieser junge Herr ist ein Engel, glauben Sie mir, ein rechter heiliger Engel, dem nur die Flügel fehlen. Er hat ein Jahr hier gewohnt, denn er war hier mehr als in der Stadt, wo er des Dienstes halber wohnen mußte. Wir kennen ihn." Und nun rechnete sie dem Mädchen alle Wohlthaten vor, die er den Armen, den Unglücklichen erzeigte, seine Sanftmuth, seine Demuth, seine Frömmigkeit, seine Unschuld, alle Tugenden, die eine Mutter rühmen kann.

Dann hob die Tochter, wurde die Mutter herab gerufen, an, den Katalog seiner Tugenden zu vollenden. Sie mahlte den Engel mit einigen Zügen aus,

die ihre Mutter vergessen hatte, seinen Muth, seine Furchtlosigkeit, seinen Edelmuth, seine Heiterkeit, seine feinen Sitten, seine Achtung gegen das weibliche Geschlecht.

Emilie ging aus einer Hand in die andere, aber sie verschwieg das gegen Tante Beate.

Nun kam der Major Wendlich, dem es lieb war, als er hörte, sein Freund, der Major, hätte sein Auge auf Emilien geworfen — denn seit Emiliens Ankunft in der Garnison war Otto viel kälter geworden gegen des Majors Tochter.

Da hatte ihn Tante Beate allein, sie konnte gegen ihren Verwandten nun endlich ihre Dankbarkeit für seine Großmuth zeigen. „He! ha! hm! ho!" stotterte der Major, da sie begeistert anhob, und er sah die beiden Damen an, um zu erfahren, wie das gemeint sey. „Liebste Kousine, den Willen, weiß Gott! habe ich; aber ich habe selbst Kinder, und reich

bin ich nicht, und Gottlob, wie ich sehe, bedürfen Sie auch keiner Wohlthaten."

Natürlich streckte hier Beate die Arme betend gen Himmel, und Emilien standen die Augen voll Thränen der hohen Bewunderung bei diesem Uebermaße von Großmuth. Aber der Major rief voll Zorn: „Wollen Sie mich zum Narren haben?"

Kurz, Beate fragte, der Major antwortete, und fing nun, da er den Irrthum merkte, worin seine Verwandtinnen waren, auch an zu fragen, worauf aber Beate so räthselhaft antwortete, daß der Major auf dem Rückwege sagte: „Die Alte hat den Verstand verloren!" Aber die Alte stand da, und hatte das Herz nicht, ihre Nichte anzusehen, die nun muthig hervor trat, und mit hochklopfendem Busen und blitzenden Augen dem Lieutenant eine kräftige Lobrede hielt.

„Es ist edel, Milchen," sagte Beate — „es ist sehr edel! Aber bedenke dennoch, liebes Kind —"

Aber

Aber über das Herz Emiliens floß ein warmer Lebensbalsam und eine göttliche Kraft, und alle schweren Thränen, die je in ihrem Herzen gestanden und geglüht hatten, versiegten, und ihr Herz ging sanft aus einander, und alle Schmerzen entflohen, und die Furcht vor der Zukunft, und alle feigen halben Vorsätze, welche der Tante Angst ihrem Herzen aufgeredet hatte, verschwanden. Ihr Herz wurde rein und leicht, und großmüthig. Und die Armuth schien ihr nichts, und das Leben nichts. Sie hatte das große Auge weit geöffnet auf eine stolze Gestalt, welche die Arme nach ihr ausbreitete, und wäre das Schicksal zwischen sie und die Gestalt getreten, sie hätte doch der Gestalt ihr Leben, ihr Herz, ihre Liebe gegeben, ihr Alles, ihr Glück auch.

„Aber bedenke doch, Milchen,“ rief Beate, die in dem Auge Emiliens las, was in ihrer Brust vorging.

„Ich bedenke alles, theure Tante,“ antwortete Emilie. „Aber ich könnte wünschen, so wenig ist mir alles, daß auf

diese Stunde keine andere folgen möchte, sondern ein schönerer Augenblick, der schönste, der Tod an seinem großmüthigen Herzen!"

„Du mein Gott, Emilie! so dachte ich auch, so fühlte ich auch; aber Du weißt nicht, Du weißt nicht, Emilie —"

In diesem Augenblick trat der Major zu den beiden Damen ins Zimmer, Emiliens Liebhaber.

Beate fühlte, daß er zu keiner schlimmern Stunde kommen konnte, als zu dieser; denn sie sah in seinen brennenden Augen etwas, was einer Anwerbung ähnlich sah. Sie wollte ihn mit sich in den Garten nehmen; allein der Major, der auf einige Winke fußte, die Beate ihm gegeben hatte, und der gar nicht zweifelte, ein so armes Mädchen werde nicht Nein sagen, wenn ein reicher Major wirbt, war nicht von der Stelle und nicht zum Schweigen zu bringen. Er machte seinen Antrag, wie ein Soldat, mit wenigen, aber kräftigen Worten.

„Lieber Major, wir wollen das überlegen,“ sagte Beate.

„Nein,“ rief er — „Ja oder Nein! auf gut Soldatisch! Nicht wahr, mein schönes, geliebtes Fräulein? Ja oder Nein!“

„Nein denn, Herr Major!“ sagte Emilie, ganz ruhig.

„Was? was? Nein!“ fragte der Major, wie aus den Wolken gefallen.

„Sie wissen ja, Major, was ein Nein heißt in dem Munde eines Mädchens!“ rief Beate dazwischen.

„Nein, Tante,“ sagte Emilie — „ich muß Sie bitten, meinen Worten keinen ungewissen Sinn zu geben. Nein, Herr Major, meine Antwort ist Nein! Ich liebe Sie nicht, ich kann Sie nicht lieben. Sie mögen ein sehr edler Mann seyn. Aber sey es denn der Unterschied der Jahre, oder unserer Empfindungen: ich bitte Sie, von mir zu glauben, daß ich Sie sehr hochachte; aber meine Hand können Sie nicht erhalten.“

Der Major runzelte die Stirn: „Fräulein Emilie," sagte er — „lassen Sie mich aufrichtig reden. Sie sind arm —"

„Herr Major, ich war nie reicher als eben heute. Es ist nicht wohlgethan, Herr Major, ein Mädchen in einer solchen Unterredung an ihre Armuth zu erinnern. Es ist der niedrigste Vorwurf, den ein liebender Mund machen kann. Aber ich bin jetzt so reich, so reich, Herr Major, daß ich Ihnen auch eine noch härtere Beleidigung verzeihen würde. Nur muß ich Sie bitten, mich jetzt gleich zu verlassen."

Sie sprach so scharf, daß der Major den Hut nahm und ging.

„Mädchen! Mädchen!" sagte Beate — „was machst Du für Streiche?" aber dann war sie auch zur Thür hinaus, den Major zu begleiten. Sie gab dem Major zu bedenken, daß ein Mädchen seine Stunden habe, wo Rang, Ordenskreuz, Equipage, Landgut gar nichts bedeutet. Er wäre mit seinem Antrage

gerade in eine solche Stunde Emiliens gerathen.

Der Major sah das ein. Sie drückten sich die Hände, und man verschob den Antrag bis auf eine bessere Stunde. Aber die bessere Stunde wollte gar nicht kommen, so sehr die Tante auch alles herausstrich, was Gutes an dem Major war.

Sie stellte den Major gegen den Lieutenant, und bat Emilien, nur das Aeußere, was kein vernünftiger Mensch in Betracht ziehen müsse, die Jahre und die Gestalt abzurechnen: welch eine elende Figur spielt denn der Lieutenant gegen den Major? Sie stellte des Majors schönes Haus mit drei Bedienten, seine Equipage, sechs Reitpferde, das Silber- und Porzellain-Service, gegen des Lieutenants Stübchen, mit hölzernen Stühlen, ohne Vorhänge sogar. Denn Otto lebte hier nicht ganz, wie er wollte, aber doch ein wenig.

Des Majors Landgut mit allen seinen Unterthanen stellte sie in dem Akte der Huldigung gegen den Lieutenant, dem

nicht ein Mensch huldigte, und bat sie: „Ich bitte Dich, Emilie, thu nur die Augen auf. Es läßt sich mit Händen greifen!“

Aber Emilie stellte den Lieutenant mit den funkelnden Augen, mit dem schwebenden Engelsgange, mit dem stolzen, schlanken Körper, gegen den schwerfälligen, kugelrunden Major, der im Gehen von einem Fuße auf den andern unbehülflich fiel, als wären seine Füße Stelzen. Sie stellte den Lieutenant, mit allen den Unglücklichen, denen er geholfen, mit allen den Nackten, die er gekleidet, mit den Hungrigen, die er gespeist hatte, und unter diese Zahl gehörte Tante Beate so wohl als die schöne Emilie, gegen die huldigenden Bauren des Majors, und sagte: „Sehen Sie, jener Huldigung schauen Engel mit Vergnügen zu; dieser höchstens Hogarth, um eine Satyre auf die Menschen zu machen.

Kurz, Tante Beate wurde aus dem Felde geschlagen; aber Beate schnitt dafür Emilien die Verbindung mit dem

Lieutenant ab. Sie glaubte Emiliens Liebe auszuhungern.

Das dauerte dem Major und auch dem Kommandeur des Regiments zu lange; denn man hatte den Major Wendlich mit zu dem Kriegesrath gezogen. Beate gestand dann ehrlich, daß Otto dem Major im Wege stände. „Alle Teufel!" rief der Oheim — „was für Umstände? Ich bin Oheim, Sie Tante! Wir kommandiren, und das Mädchen muß gehorchen."

Das verbat sich die Tante. Das Fräulein Wendlich, das auch mit als stummes Mitglied im Kriegsrathe saß, erhob endlich ihre Stimme, und sagte: „Man müßte dem Fräulein Emilien den Lieutenant verhaßt machen."

„Ja," rief der Bräutigam — „ja, da haben Sie Recht, mein Seel! das müßte man, auf Ehre!"

„Aber wie?" fragte Beate.

„Ihr sagen, er wäre ein ausschweifender Mensch."

„Sie glaubt das nicht."

„Man müßte es sie sehen lassen.“

„Wie so?“

„Da ist der Lieutenant Stoß, der ist von Hostmanns Gestalt und Größe. Und Sie wissen, Vater, wie ganz unendlich genau er die pathetische Sprache Hostmanns nachmachen kann. Er müßte mit des Gärtners Tochter, daß Emilie es sähe —“

„Ach, Fräulein, des Gärtners Tochter liefe für ihn durchs Feuer.“

„Und ist feuerfest! das weiß ich!“ rief der künftige Bräutigam.

Beate erröthete, der Major auch, wie sie ihn ansah. Sie seufzte.

„Man kann ja leicht des Gärtners ganze Familie auf einen Tag lang aus dem Garten schaffen. Ein anderes Mädchen, die der Lieutenant Stoß schon besorgen wird, übernimmt dieselbe Rolle, daß Emilie es sieht, und ich stehe für alles, wenn der Herr Major zu rechter Zeit da ist. In einem solchen Augenblicke schlägt kein Mädchen eine Hand aus.“

„Ja, da haben Sie Recht, gnädiges Fräulein! Mein Seel! das geht! auf Ehre.“

Die arme Beate machte noch einige schwache Einwendungen gegen diese Betrügerei; aber das Heil der geliebten Nichte stand ja auf dem Spiele. Man zog den Lieutenant Stoß zu Rathe. Alles wurde verabredet. Der Lieutenant redete Otto'n nach, so daß Beate erstarrte. Sie glaubte ihn zu hören.

Man vereinigte sich über den Ort. Es sollte der Garten des Oheims seyn, so konnte man den Gärtner ganz aus dem Spiel lassen. Theater, Rollen, Schauspieler, alles war fertig.

Beate besuchte mit Emilien nun des Oheims Garten, so wohl in Gesellschaft der Familie, als auch allein mit Emilien. Beate hatte von dem Major den Schlüssel dazu erhalten. Emilie ging traurig neben der Tante her.

Endlich fragte die Tante nach der Ursache ihrer Traurigkeit. Da sagte Emilie: „Sie sähe, man wollte sie an den

Major verkuppeln. Man wollte sie trennen von dem einzigen Menschen, den sie lieben könnte."

Die Tante leugnete das. „Warum soll ich ihn denn nicht sehen?" fragte Emilie.

„Ach, du armes Kind!" hob die Tante seufzend an — „nun gut! Du sollst ihn sehen, und wenn Du ihn gesehen hast, so gieb ihm Dein Herz, wenn Du willst, so gesteh ihm dann Deine Liebe, wenn Du Lust hast."

Emilie sah die Tante groß an. „Nein, nein!" sagte sie — „es ist mein Ernst, Kind; Du sollst ihn sehen! morgen, hier, hier in diesem Garten." Sie führte sie einige Schritte weiter vor eine Grotte. „Hier in dieser Grotte! Und, wie gesagt, Milchen, gieb ihm dann Dein Herz, wenn Du willst, gesteh' ihm Deine Liebe und alles."

Emilien wurde bei diesen räthselhaften Worten so bang; aber die Tante wollte durchaus nichts mehr sagen.

Emilie hörte nun, daß auf Morgen von einer kleinen Spazierreise mit des Majors Familie laut die Rede war. Und den andern Tag kam auch der Wagen. Emilie stieg mit ihrer Tante ein. Man holte Majors ab. Sie fahren zum Thore hinaus. Hier hielt der Wagen. Beate stieg mit der Nichte wieder aus. Sie gingen beide nach des Majors Garten. Emilie fragte nach der Ursach dieses so seltsamen Verfahrens. „Sey still, Kind," sagte Beate — „Du sollst Deinen edlen, großmüthigen Geliebten sehen, und hören, und sollst mir danken."

Sie waren jetzt auf Umwegen hinter Gebüschen weg an die Grotte gekommen. Beate schloß auf. „Hier hinein geh und erwarte, was hier vorgehen wird. Ich hole Dich wieder ab, wenn es Zeit ist." — Emilie trat in die Grotte, und Beate schloß hinter ihr zu. Das arme Mädchen wußte nicht, wie ihr geschah. Sie sah sich auf einmal allein.

Sie ging hinten in die Grotte, und sah — sie bebte, daß ihre Tante so Wort

hielt, auf eine Bank von Moos Otto'n schlafen, schön wie den schlummernden Liebesgott!

Sie stieß einen Schrei aus, und Otto erwachte. Er erstaunte eben so sehr, als sie. Sie stand zitternd, zitternd vor ihm, zu entfliehn war nicht, denn die Thür war verschlossen.

„O mein gütiges Fräulein," sagte er, ihre Hand ehrerbietig küssend — „wie kommen Sie hieher?" Sie zitterte noch vielmehr. Denn ihm sagen, daß die Tante sie hieher zu ihm gebracht hatte, ging doch, bei den Grazien! nicht an, und sagen, der Zufall führe sie her, noch weniger. Denn die Thür war verschlossen. Sie that das Beste bei so einer Gelegenheit: sie schwieg, und erröthete nur desto schöner.

„Mein Gott! fuhr er fort — „ich habe Sie ja ausfahren sehen! mit Majors! Es hieß ja, Sie führen nach Pelsnitz."

„Das glaubte ich auch," antwortete sie, mit Dank gegen den Himmel, daß sie

doch endlich eine Antwort hatte — „aber da brachte die Tante —"

Sie schwieg wieder. „Nun? die Tante?" fragte er neugierig, wie das zusammenhing.

„Mein Himmel," sagte sie — „die Tante brachte mich hieher zu Ihnen."

„Zu mir? wußte denn die Tante —"

„Sie muß doch wohl, Herr Lieutenant, und ich begreife eben so wenig davon als Sie. Ich dachte anfangs etwas Böses; aber jetzt — begreife ich gar nichts."

„Etwas Böses?"

„Ja, ich meinte, die Tante hätte gemeint, ich sollte Sie hier außer der Grotte sehen."

„Außer der Grotte? wie kann die Tante das meinen?"

„Das muß sie doch am Ende wohl, denn sie würde mich ja hier nicht mit Ihnen einschließen."

Aber nun erröthete das arme Kind wieder; denn die Tante schien doch ihrer Sache so gewiß gewesen zu seyn. „Noth-

wendig," dachte sie — „mußte Otto etwas davon wissen."

„Sie müssen doch durchaus wissen, Herr Lieutenant, was Sie mir sagen sollen."

„Was ich Ihnen sagen soll, Emilie? O das habe ich schon lange gewußt, o das hat lange wie Flammen in meiner Seele gelegen; o meine gute Emilie, das hat Ihnen ja längst mein brennendes Auge gesagt, wenn ich Sie hinter dem neidischen Vorhange sitzen sah."

„Herr Lieutenant!" sagte das Mädchen — „unmöglich kann meine Tante gemeint haben, Sie sollen mir dies sagen" — und doch schwieg sie betroffen still; denn ihre Tante hatte ihr ja gesagt, sie könnte ihm ihre Liebe gestehen, ihr Herz entdecken. Sie wußte nur ganz und gar nicht, welch eine seltsame Manier ihre Tante gewählt hatte, ihr Herz zur Sprache zu bringen, sie mit ihrem Liebhaber, den sie kaum zwölf Mal gesehen hatte, zusammen in eine dunkle Grotte einzusperren. Sie wußte nicht, was sie denken

sollte. Ihre Wangen färbten sich jetzt mit dem schönen Purpur des Zorns.

„Ich sehe wohl, Herr Lieutenant, daß meine Tante meine Empfindungen, die ich in den heiligen Empfindungen des kindlichsten Zutrauens meiner nächsten Verwandtin gestand, verrathen hat; aber — wahrlich — Ich finde es zum mindesten von einem Manne unzart, sich der Unbesonnenheit einer Verwandtin gegen ein unschuldiges Mädchen zu überheben.“

„Ich falle aus den Wolken, Fräulein! Zürnen Sie mit mir: so zürnen Sie mit einem Manne, der Sie höher achtet als den Himmel, der lieber sterben möchte, als einer Ihrer schönen Empfindungen Gewalt anzuthun.“

„Ich glaubte, Sie wären mit Majors ausgefahren,“ sagte er nach einer Pause wieder.

Hier erschrak Emilie noch mehr. Denn nun hatte sie ihre Liebe sogar früher gestanden, als er seine. Sie sagte in der vollkommensten Verwirrung: „Gott, wie unglücklich bin ich heute denn! O

mein Herr! wie müssen Sie mich nun verachten! verachten, nach dem Geständniß, welches —"

Hier sann Otto nach. Er erinnerte sich ihrer Worte. Er stürzte zu ihren Füßen. „Ja, Emilie, rief er — „obgleich ich hier stehe, wie vom Donner betäubt, und von alle dem nichts begreife, ja, so habe ich dennoch ein paar süße, heilbringende Worte aus Ihrem Munde gehört. Emilie, so nehmen Sie die Huldigung eines Mannes an, dessen Herz rein ist, wie das Ihrige, dessen Wünsche sogar noch — o das schwöre ich Ihnen — noch heilig, noch ganz unschuldig sind. Ja, Emilie, ich liebte Sie, seit ich Sie sah in dem Reichthum Ihrer Schönheit, dem Wiederschein Ihrer Seele, seit ich Sie sprach, liebe ich Sie. Denn diese Harmonie, die von Ihren Lippen säuselte, kam aus einer schönen Seele. Die Familie, bei der Sie lebten, eine treue, redliche, und gewiß richtig urtheilende Familie, ist mir Bürge geworden für Ihre Tugenden. O sie ist ein

Engel,

Engel, sagte jeder, den Sie mit einem Worte nur beseligten! O Emilie, lassen Sie es mich jetzt auch sagen, lassen Sie mich sagen, sie ist die Güte selbst! denn da ich ihr meine unaussprechliche Liebe sagte, da zürnte sie nicht! da lächelte sie mir zu, da —"

Sie lächelte ihm nicht zu; aber sie beugte das Haupt immer matter herab zu seinem, und aus ihren Augen tropften Thränen in seine Augen. „O," rief er — „heiliges Mädchen, Du giebst mir Deine Thränen, o gieb mir auch Dein Herz!"

Da senkte sie die Stirn an seine, und so stand sie über ihm hingebeugt, auf ihn sich stützend. Er ließ ihre Hände los, um seine Arme auszubreiten. Sie verlor ihre Stütze, und nun sank sie halb ohnmächtig an den Busen, an die Lippen, in die Arme, die sie auffingen.

Die große selige Minute des ersten Kusses der Liebe senkte sich langsam vom Himmel auf die Erde, und beseligte zwei unschuldige Menschenherzen.

Während das innerhalb der Grotte in der schönsten Dämmerung vorging, ging eine ähnliche Szene, in etwas gemeinerm Style, draußen beim vollen Lichte vor. Der Lieutenant Stoß kam aus dem Gebüsche mit einem Mädchen, setzte sich zwanzig Schritte von der Grotte, mit dem Mädchen auf eine Rasenbank, umarmte das Mädchen, versprach ihr mit Otto's Stimme ewige Treue.

Das Mädchen nannte ihn mit Otto's Namen. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er immer nach Fräulein Emilien da in den Garten liefe. Stoß verschwor sich, daß er das bleiche Kirchenfenster-Gesicht nicht vor Augen leiden könnte, daß er nur seinen Spaß mit ihr hätte. Das Schauspiel wurde so schön gegeben, als möglich; aber es hatte keine andere Zuschauer, als die, welche die Schauspieler dazu gemiethet hatten. Die beiden Majore, des Oheims Familie und Tante Beate, der aber gar nicht wohl bei der Sache war.

Emilie, die eigentlich zuschauen sollte, saß indeß hinten in der Grotte auf den Knieen des Geliebten, das vertraute Herz an seine Brust gedrückt, im süßen schmeichelnden Girren der Liebe.

„O liebster Otto," sagte sie endlich — „Du mußt es doch wissen; denn die Tante sagte mir ja, ich würde Dich hier sehen! Ich sollte Dir mein Herz entdecken!"

„Bei Deinem schönen Herzen, ich weiß nicht ein Wort davon. Ach, Deine Tante ist gar nicht so freundlich gegen mich, wie Du denkst!"

„Aber, mein Gott, wie hängt es denn zusammen? Wie kamst Du denn eigentlich hieher, mein liebster Otto?"

„Ganz natürlich, Liebe! Ich höre, Wendlichs wollten mit Dir und der Tante nach Pelsnitz. Diese Grotte ist, so lange ich hier bin, mein Lieblingsplatz gewesen. Der Gärtner ließ mir einen Schlüssel zu der Grotte machen, ich weiß nicht, ob der Major das weiß. Du fährst nach Pelsnitz, mit dem Major, den

das Gerücht in der Stadt zu Deinem Geliebten machte —"

„O Gott, nimmermehr! Ich habe ihn abgewiesen."

„Ich gehe hieher, um meinem Grame nachzuhängen, ohne daß Jemand ein Wort davon weiß. Wie Deine Tante davon wissen konnte, daß ich hier war, begreife ich nicht."

Aber Emilie blieb dabei, die Tante müßte es nothwendig gewußt haben.

Jetzt aber hörte Emilie ein lautes Gespräch von Menschenstimmen. Sie flog an die Glasthür, welche die Grotte verschloß. „O," rief sie schnell — „da kommt der Oheim, und Alle, und meine Tante, und der lästige Major, schnurgerade auf die Grotte zu, o sie werden spotten und lachen, wenn sie uns hier verschlossen finden!"

„Hier!" rief Otto, und kroch hinter einen Vorsprung von Stein. „Sie werden Dich nur holen wollen."

Die Tante schloß die Grotte auf, und Emilie flog sogleich ihr entgegen aus

der Thür. „Nun," sagte die Tante, laut — „hast Du ihn gesehen?"

„O mein Gott, Tantchen," sagte Emilie, leise — „pst, pst!"

„O nein, nein, Kind, Sie wissen es Alle hier; Du kannst ganz aufrichtig sprechen!"

„Haben Sie ihn nun gesehen, Emilie?" fragte der Oheim, sich vor Lachen schüttelnd. Das arme Mädchen erröthete wie eine Purpurrose. Ja, wenn Sie es wissen! Ja!" sagte sie, mit einer tiefen Verbeugung. Aber die Unzartheit der Tante wurde ihr ein neues Räthsel.

„Nun hat er denn so schöne Sitten?" fragte die Majorin. „Er weiß die Mädchen mit Sturm zu erobern. Nicht?"

Emilie wurde noch röther. Aber leugnen konnte sie nicht. Es wurde ein allgemeines Gelächter.

„So kann man sich täuschen," sagte ihre Kousine.

Sie machte eine tiefe Verbeugung. „Ob ich gleich glücklich bin, so weiß ich doch nicht, ob ich Ihnen dafür danken darf,

für diese Täuschung. Meine Tante mußte unserer Herzen sehr gewiß seyn, sonst —"

Sie schüttelten Alle die Köpfe; denn Niemand wußte, was sie meinte.

„Nein, liebes Kind," sagte die Tante — „ich begreife wohl, daß Du ein wenig empfindlich bist; aber, wahrhaftig, wir wußten es nicht anders anzufangen."

„Nicht anders?" fragte Emilie, erstaunt.

„Ja, Kind; aber ich hoffe, es ist doch nun alles vorbei?"

„In der That, Tante, Sie gehen unmütterlich mit mir um. Aber ja, es ist alles vorbei!" setzte sie hinzu — „ich habe ihm mein Herz entdeckt, was Sie wünschten."

„Dein Herz? wem?"

„Dem Lieutenant Hostmann!"

„Wo?"

„In der Grotte!"

„Wie?"

„Mein Gott! Tante, Sie führten mich ja zu ihm in die Grotte!"

„Zu wem?"

„Zu dem Lieutenant Hostmann."

„Er war ja draußen!" rief der Major.

Emilie sah ihn betroffen an. „Er ist noch darin." Sie rief hinein: „Hostmann!" und Otto, der das Gespräch gehört und allerlei Bemerkungen bei sich gemacht hatte, trat hervor.

Nun war die Reihe, zu erstaunen, an den Andern.

„Lieutenant, wie kommen Sie in die Grotte?"

„Sie werden doch nichts dawider haben, Herr Obristwachtmeister? Ich weiß nicht, wie das zugeht; Emilie sollte mich nicht in der Grotte sehen, vielleicht draußen. Das bedaure ich. Aber, Emilie," hier faßte er Emiliens Hand, und zog sie an seine Seite — „ist meine Braut."

„Ho! ho! Lieutenant, da habe ich als Oheim ein Wort mitzureden!"

„Nein, Herr Obristwachtmeister! Der Oheim, der nicht mitredet, wenn die

Nichte hülflos sich unter seinen Schutz flüchtet, der hat sein Wort verwirkt."

„So habe ich mitzureden," sagte Beate, ängstlich.

„Ja, Sie, Tante," sagte Otto — „die Mutter meiner Emilie, mehr als Mutter, o! Sie haben mitzureden, mehr als mein Herz, mehr als Emiliens Herz sogar. Denn was dürfte Emilie Ihnen abschlagen? Aber, liebste Tante, Sie haben Emilien zu mir in die Grotte geschickt, Sie haben ihr erlaubt, mir ihre Liebe zu gestehen. Ihre Wünsche sind erfüllt. Emilie ist mein!"

„Ho! ho!" rief der runde Liebhaber, und trat stolz vor — „die Tante hat mir Emiliens Hand versprochen."

„Da steht die Tante," sagte Otto, stolz — „wenden Sie sich an die. Die Sache, meine Herren," setzte Otto mit Blicken hinzu, die etwas Feindseliges anzeigten — „ist überall so seltsam verwickelt, daß wir, glaube ich, Alle am besten thäten, sie ruhen zu lassen. Ich will sie ruhen lassen, wenn Sie wollen."

Er nahm Emilien unter den Arm, bot den andern der Tante, zog seinen Hut, und ging mit den beiden Damen nach Hause.

Hier zu Hause entwickelte sich dann die Verwirrung, und die Tante nahm die Sache als eine Schickung Gottes; und da sie den Lieutenant über seine Familienverhältnisse, über seinen Oheim verhört hatte, wurde sie von Minute zu Minute zufriedener mit der Schickung Gottes. Das liebende Paar war glücklich.

So friedfertig wie hier sah es bei dem Oheim nicht aus, und nicht bei dem runden Major, der nicht übel Lust hatte, sich hier auf die Subordination zu berufen. Schon auf der ersten Parade merkte Otto, daß die Umstände sich geändert hatten.

Mit seiner Liebe hatte er allen Geist verloren. Er konnte die Kompagnie nicht mehr richten. Er konnte nicht mehr reiten, ja, seine Kompagnie litt unter der Liebe des jungen Menschen; denn sie machte nichts mehr recht, als ob die ganze Kompagnie in Emilien verliebt gewesen

wäre. Ein Theil seiner Freunde zog sich zurück; ein anderer Theil trat feindlich gegen ihn auf.

Was Otto thun konnte, that er; er pfiff lustig nach Hause, wenn er Verweise bekommen hatte; einem Paar seiner Kameraden bewies er mit tüchtigen Hieben, daß sie nicht thun durften, was der Kommandeur that.

Kurz, nach vier Wochen war Otto in der Garnison allein mit Emilien und der Tante; und hätte er nicht so vortrefflich links und rechts den Säbel geführt, und auf zehn Schritte eine Spinne aus ihrem Gewebe schießen können, und wäre er nicht ein so kaltblütiger Satan gewesen, der hieb und schoß, als wäre es ein Freudenspiel: so wäre selbst Emilie nicht sicher vor Beleidigungen gewesen.

Der Oheim kam denn endlich selbst in die Garnison, seinen Zögling zu besuchen.

Der Kommandeur erzählte dem Oheim allerlei, wozu der Oheim lächelte. „Und er hat sich eingelassen mit einem Mädchen, das so arm ist, als —“

„Zum Henker," sagte der Oheim — „das ist seine Sache! Denken die beiden Leute von seiner Gage und meiner Zulage zu leben, so kann ich dawider nichts haben."

Das kam sogleich wieder an die Tante; und als Otto seinen Oheim zu Emilien führte, Emilie sich dem Oheim in die Arme warf, der Oheim sie seine süße Tochter nannte: so nahm die Tante sich das Herz, den Oheim zu fragen: ob er wirklich gesagt hätte, Emilie sollte von Otto's Gage leben.

„Versteht sich, Tantchen! versteht sich," sagte der Oheim. „Ein junger Mensch, der sich bei einem Liebeshandel auf etwas anders verläßt, als auf seine Liebe selbst, auf Gottes Gnade und seine Arme, der zu dem Kusse seiner Braut noch das Vermögen seines Oheims will, oder eine Equipage, oder sonst etwas, der verdient das Himmelsmanna, das in dem Kusse einer Geliebten liegt, nicht; und ein Mädchen, Tantchen, das in den Armen des Geliebten noch etwas anders ver-

langt, als höchstens ein schönes Abendroth am Himmel, einen blühenden Apfelbaum und eine Nachtigall darin, die — die — Tantchen! ich habe eine schmerzliche Erfahrung gemacht, von der Art."

„Aber, liebstes Oheimchen, es ist doch nicht möglich, daß sie davon leben können! Kommen nun Kinder?"

„Zum Henker, Sie wissen nicht, was mein Otto entbehren kann, und Schön-Milchen ist ja auch in der Schule der Armuth gewesen! Die werden ihre Sache schon machen. Will's mit dem Säbel nicht gehen, Tantchen, sehen Sie, so dankt der Offizier ab, nimmt statt des Säbels die Reißfeder, das Zeichenbret, ein Notenbuch; oder reißen alle Stricke, den Spaten, die Harke."

Die Tante hatte bei diesen Worten einen sehr heftigen Schrecken. Sie hatte sie wohl schon ein paar Dutzend Mal aus Otto's Munde gehört. Sie hatte sie aber nur für eine Redefigur eines jungen Menschen gehalten, also nur dazu gelächelt. Auf den Lippen des Oheims aber

machte diese Figur eine ganz andere Figur.

„Einen Spaten? eine Harke für Emilie von Wendlich?“ fragte sie, sich ein paar gute Zoll erhebend.

„Tantchen, es ist nur ein Ding in der Welt schändlich, ein Schurke seyn, und ums liebe Brod kriechen und schwänzeln. Das ist meine und Otto's Philosophie. Darauf können Sie rechnen.“

Die Tante wünschte diese Philosophie ins Pfefferland. Sie fragte also bestimmt, was der Oheim für den Neffen thun würde.

„Ich werde ihm meinen Segen geben, wenn er eine Frau nimmt, die ihn liebt.“

„Und wie hoch beläuft sich dieser Segen?“

Der Oheim lachte. „Potz! ich will Otto'n geben, was er verlangt: ist das genug?“

„Ja,“ rief Tantchen, und reichte dem Oheim die Hand zum Einschlagen. Dann nahm sie den jungen Menschen allein, und nannte ihm eine Summe, die er ver-

langen sollte. Otto schüttelte bedächtig das Haupt. „Ich weiß wahrhaftig nicht, Tantchen, was Sie sorgen. Ich habe Arme, ich habe Gehirn im Schädel, ich stehe Ihnen dafür, Emilie soll nicht verhungern.“

Kurz, die Tante kam denn nach einer unendlichen Menge Fragen, geraden und Querfragen dahinter, daß es mit der Unterstützung Otto's durch den Oheim gefährlich aussah. Denn der Oheim erklärte zuletzt: „Ich kann ja selbst noch heirathen, und werde heirathen, so bald ich ein Mädchen finde, die ich, die mich liebt.“

Da krähete das Fräulein Beate im Hause umher; denn Emilie wollte gar nicht auf ihre Warnungen hören. Sie hatte, wie der Oheim sagte, gerade genug an der Abendröthe, an dem Apfelbaum und an der Nachtigall. Sie hatte durchaus keinen Wunsch mehr. Tante rechnete ihr vor, was zu einer standesmäßigen Haushaltung gehörte: „Equipage!“

„Wir haben ja Füße, Tante! ich gehe tausendmal lieber mit ihm, als daß ich fahre.“

„Kronleuchter!“

„Haben wir, den Sternenhimmel.“

„Einen Schmuck!“

„Habe ich, die Rose, die er mir schenkte.“

„Ein großes Haus!“

„Ach, wir bedürfen nur eines engen Plätzchens, das groß genug ist zu unserer Umarmung. Tantchen, Sie glauben nicht, wie wenig die Liebe braucht!“

Die Tante wollte verzweifeln; aber die Liebenden waren glücklich, wie ein paar Vögelchen, die sich in den blühenden Bäumen necken, haschen, entfliehen und lieben, und nur zweier Blätter an einem Zweige bedürfen zu einem Neste.

Otto'n gab sie auf; denn er mochte gar nichts davon hören; aber Emilien beschwor sie mit Thränen des Mitleides, der Liebe, des Zorns, auf den Knieen, drohend, so lange, bis denn Emilie ver-

sprach, die Sache in Ueberlegung zu nehmen.

„Aber, Tantchen, er steht zum Staabsrittmeister, das wissen Sie, und dann sind wir ja geborgen!" Die Tante mußte ein wenig nachlassen von ihren Forderungen, und so schien denn alles sich zum Guten zu neigen.

Aber da kam auf einmal Otto zu Emilien, und sagte, trocken: „Ich habe um meinen Abschied an den Monarchen geschrieben."

Da stutzte doch Milchen selbst ein wenig, Beate wurde blaß wie die Wand.

„Schon geschrieben, Otto?"

„Schon! der Brief ist fort."

Mit einem kleinen Seufzer fragte Emilie: „Warum denn?"

„Warum? Man hudelt mich hier. Ich habe beim Inspekteur geklagt, Genugthuung gefodert. Man hat sie mir verweigert. Natürlich: bleibt mir nichts anders übrig als das, was ich gethan habe."

Da

Da hatte sich Beate endlich erholt. Sie öffnete den Mund und rief: „Nun haben wir's! Milchen, nun haben wir's."

„Otto," sagte Milchen, mit einem sanften, zärtlichen Vorwurfe — „konntest Du aus Liebe zu mir nicht ein wenig mehr ertragen?"

„Ertragen? Milchen, ertragen? daß man mich hudelt? bedenkst Du, was Du sagst? Ich soll mich hudeln lassen? Und wäre eine Königskrone der Preis, nicht Einmal! nicht ein einziges Mal!"

„Aber was soll nun werden?"

„Was werden soll? Ih nun, was werden kann! Ich habe ein paar Arme."

„Und ein Spaten ist zu bekommen," rief Beate — „und für Milchen eine Harke dazu! Nicht wahr?"

„Wenn's nicht anders seyn könnte, auch das! Tantchen, Sie haben wunderseltsame Begriffe vom Leben. Milchen war arm, aber nicht unglücklich. Sie ist es noch jetzt; aber wieder nicht unglück-

lich. Sie könnte reich seyn, und sehr unglücklich."

Milchen hüpfte in seine Arme, und erklärte, die Harke sollte ihr lieb seyn. Sie sah sich jetzt in einem hübschen Strohhute, mit Blumen garnirt, in einem roth atlassenen Mieder, weiß atlassenen Röckchen, eine leichte Harke auf der Schulter, als sollte sie auf das Theater treten.

Aber so wie Otto weg war, zog Beate der schönen Gestalt des Landmädchens den Grazienschmuck aus, und zog ihr ein Mieder vom groben Tuch an, Mannsschuhe. Die Arme waren von der Sonne roth gebraten, das Gesicht mit Sommersprossen und Narben von der Hitze bedeckt. Milchen schauderte doch ein wenig; besonders da Beate in Otto's Gegenwart ihre Gemählde noch einmal mahlte, und Otto gar nichts dagegen sagte.

Aber Otto hatte doch bessere Hoffnungen als den Spaten, und so kam der Abschied, mit der Erlaubniß, die Uniform der Armee zu tragen. Das war für

Beaten ein kleiner Trost, für Milchen eine angenehme Idee; denn sie mochte ihn gar zu gern in Uniform sehen. Allein Otto legte alle militairische Kleidung gänzlich ab, und erschien in einem einfachen grauen Rocke, mit einem runden Hute. Beate so wohl als Milchen stammten aus dem Soldatenstande. Die Veränderung Otto's kostete ihnen schmerzliche Thränen. Otto setzte das Milchen auseinander, warum er nicht könnte. Sie schien es zu begreifen; aber sie weinte doch.

Er reiste zu seinem Oheim, er sorgte für Beatens und Milchens Unterhalt, so gut er konnte. „Sie konnten leben, nicht prächtig, nicht reichlich; aber bequem,“ meinte Otto.

„Ach, Milchen, was mag der unter Bequem verstehen?“ sagte Beate, seufzend. „Ich wollte, Du hättest ihn nie gesehen.“

Er schrieb fleißig an Emilien, und erhielt fleißig Antwort. Mit einer andern Anstellung verzögerte es sich. „Er

konnte zwar recht ehrenvolle und reiche Stellen haben," schrieb er recht ausführlich — „aber diese Stelle sollte er kaufen. Das konnte er nicht, obgleich sein Oheim ihm das Geld dazu geboten hatte. Jene Stelle hätte ihm nur einen höflichen Besuch bei einem Manne gekostet. Er besuchte ihn nicht; denn der Mann war ein Schurke. Bei dieser verbat er sich die Fürsprache einer sehr schönen, viel geltenden Dame, die den jungen Menschen höchst interessant und genialisch gefunden hatte, in so derben, genialischen Ausdrücken, daß sie seinen Wunsch erfüllte, nicht für ihn, sondern sogar gegen ihn redete, und so wirksam, daß er alle Hoffnung aufgeben mußte, sie auf dem rechten Wege zu erhalten.

Beate gab Otto's Briefe noch einmal mit Noten heraus zum Gebrauch Emiliens, und Emiliens Briefe waren voll von diesen Noten der Tante. Sie beklagte sich in ihren Briefen über Otto's wenige Liebe gegen sie. Sie stellte ihm vor, was sie alles für seinen

Besitz ertragen und thun wollte, und Otto antwortete, statt mit Dank für so viel Liebe: „Er hoffte, sie würde für ihr Glück nie mehr thun, als was ihr überall die Tugend und die Weiblichkeit erlaubte.

Emilie nahm das wie billig übel, und Otto nahm das übel, daß sie die Wahrheit übel nehmen könnte. Der Briefwechsel fing an langsamer zu gehen, vorher ein Tausendfuß, jetzt ging er wie eine Schnecke.

Da kam Otto endlich selbst. Er hatte einen kleinen Dienst als Landmesser erhalten, der ihm sehr angenehm war. Er konnte Gutes stiften, er lebte frei, ohne Oberherrn, und auf dem Lande, in einer schönen Gegend, und so flog er zu Emilien, um ihr sein Glück zu verkündigen.

Er fand Emilien recht reizend geputzt und unendlich schön. Große Blumenvasen standen auf den Tischen. Es herrschte eine Eleganz in dem Zimmer, die er doch bemerkte.

Dagegen war Emilie verlegen, unruhig, ängstlich sogar. Sie konnte die schönen Augen nicht recht auf ihn fest halten. Aber das bemerkte er kaum, so selig war er, Emilien wieder in seinen Arme zu sehen. Er hob an: „Nun, Milchen, nun bin ich glücklich, alle meine Wünsche, alle Deine sind erfüllt! Ich biete Dir jetzt ein Leben voll Wonne, voll Glück, voll Ueberfluß an."

Die Tante hörte hoch auf, und trat näher mit einem jetzt viel freundlicheren Gesichte. Otto fuhr begeistert fort zu erzählen, zu beschreiben, und am Ende war's die Stelle eines Landkondukteurs.

„Landkondukteur?" rief Beate — „Landkondukteur? das ist das hohe Glück, das alle Hoffnungen Emiliens übertreffen soll?"

Ein Seufzer arbeitete sich aus Emiliens schöner Brust hervor. Die Tante fragte nach dem Gehalt, und sie lachte doch ein wenig höhnisch, da Otto die kleine Summe nannte.

„Sehen Sie," hob sie nun an, und streckte sich in die Ecke eines Sofa's, den Otto nicht kannte — „sehen Sie, Herr Landkondukteur, Milchen hat tausend Bedürfnisse, die Ihr Gehalt wahrhaftig dort nicht abwerfen kann." Otto's Auge folgte der Tante Blick, die im ganzen Zimmer umher lief, und Otto sah einen großen Spiegel, besseres Geräth, Blumenvasen, feine, bunte Vorhänge, in Festons gewunden, einen Mahagoni-Nähtisch, er sah die Tante besser gekleidet, Emilien.

„Ehe man sich," fuhr sie ruhig fort — „in eine lange Kette von Mangel, Elend und Verdruß stürzt, wäre es sogar besser, wenn Sie die Idee aufgäben, Emiliens Hand zu erhalten."

Emilie weinte heiße Thränen, sie drängte sich an sein Herz, sie gab ihm alle Zeichen einer unendlichen Liebe; aber sie widersprach ihrer Tante nicht.

Auf einmal öffnete sich die Thür, und ein junger Mann, in Otto's ehemaliger Uniform, trat ins Zimmer, und Emi-

lie stand in dem Augenblicke drei Schritte weit von dem Geliebten.

„Herr Rittmeister von Burdach!“ sagte die Tante, und Otto warf seinen Blick auf den Rittmeister. Es war nicht zu leugnen, der Rittmeister war ein Adonis, und die Blicke, die er auf Emilien heftete, waren voll einer feurigen Liebe.

Otto grüßte kalt; der Rittmeister dankte noch kälter. Das Gespräch bestand aus nichts als abgebrochenen Worten, verlegenen Blicken, Seufzern, Bemerkungen über das Wetter. Beide Herren schienen einer auf des Andern Weggehen zu warten.

Endlich ging der Rittmeister wieder, und Emilie ging fünf Minuten nach ihm in dem Garten den großen Gang auf und nieder.

„Was bedeutet das, Tante?“ fragte Otto, kalt.

„Der Rittmeister ist ein Verwandter von uns. Er kam an Ihre Stelle hier ans Regiment, lieber Freund! Er besuch-

te uns, und — — sehen Sie, lieber Herr Landkondukteur — Emilie hat Ihnen und ihrer Treue die Hand dieses reichen, schönen Mannes aufgeopfert. So bald er Emilien sah, liebte er sie. Er erklärte Emilien seine Liebe, und Emilie erklärte ihm dagegen, daß sie Ihre Braut sey. Seitdem geht er hier als unser Verwandter aus und ein.

Otto's Brust hob sich voll Freude.

„Aber für dieses Opfer, lieber Freund, sind Sie Emilien auch ein Opfer schuldig. Wir wissen recht gut, daß Ihr Oheim, so bald Sie wollen, Ihnen nichts abschlagen wird. Sagen Sie, wünschen Sie es, daß eine Stunde kommen soll, in Ihrer Ehe, in der Emilie es bereuen muß, daß sie die Hand des Rittmeisters ausgeschlagen hat?"

„Die könnte kommen, Tante? Unmöglich! denn könnte sie kommen: so wäre ich der unglückseligste Mensch."

„Aber so muß sie kommen. Burdach ist ein schöner Mann, ein edler Mensch, ein reicher Mann, der nur aus

Ehre dient. Wir wissen gewiß, daß er noch jetzt entschlossen ist, Emilien seine Hand zu geben, wenn Sie sich entschließen könnten, Ihre Ansprüche auf Emilien aufzugeben."

„Und Emilie?"

„Können Sie es dem jungen Mädchen verdenken, wenn sie bei diesem Glück geschwankt hat?"

„Geschwankt? geschwankt? Himmel! Erde! Tante! Tante! diese Worte sind in der Hölle erdacht. Hat sie geschwankt, nur einen Augenblick lang, nur im Traume, nur einen Athemzug lang: so ist sie frei, so habe ich meine Ansprüche zurück genommen! so —"

Hier ergoß sich eine schöne Röthe auf der Tante Wange. „Geschwankt? lieber Freund! welches Mädchen würde nicht schwanken? bedenken Sie doch nur! Was können Sie denn Emilien bieten? ein kärgliches Auskommen? einen Rang, der sie unter ihre Geburt herabsetzt? ewige Sorgen? O liebster Hostmann, glauben Sie mir, Emilie ist Ihnen nicht

untreu gewesen; aber Ihr Eigensinn, ihrem Glücke auch nicht das kleinste Opfer zu bringen, muß einem Mädchen, vor dem ein junger, schöner Mann auf den Knieen liegt, mit dem Anerbieten, jedes Opfer zu bringen, was die Geliebte, was selbst ihre Laune verlangt — bedenken Sie selbst, ob nicht ein Mädchen entschuldigt werden muß, wenn sie schwankt, wenn sie wünscht, es möchte etwas nicht gewesen seyn!"

Hier trat Emilie ins Zimmer.

Otto fragte ganz ruhig: „Ob es wahr sey, was die Tante behauptete." Nach tausend Thränen, nach tausend Zögern, nach tausend Schamröthen gestand Emilie, daß sie wohl geschwankt habe in der Voraussetzung, daß sie Otto's Glück nicht so vollendet machen könnte, als er es nach seinen unabhängigen Grundsätzen wünschen müsse; aber sie sey erbötig, dennoch jedes Schicksal mit ihm zu theilen, wenn er ohne sie nicht glücklich zu werden hoffen könnte.

Otto reichte Emilien die Hand. Er sagte mit der leisesten Stimme: „Wir sind getrennt.“ Dann trocknete er abgewendet eine Thräne aus dem Auge, warf noch einen Blick auf Emilien, und verließ auf einmal stürmisch das Zimmer.

Er setzte sich zu Pferde, und ritt seiner Jugendheimath zu, zu den Bergen, in denen er allein glücklich gewesen war.

Er fiel trostlos an seines Oheims Brust, und rief: „Ich habe sie verloren! Sie hat meine unendliche Liebe, sie hat mein Herz gegen Gold, gegen eine schöne Wange, gegen eine glänzende Uniform vertauscht!“

„Das war mein Geschick, mein Sohn!“ sagte der Oheim, ihn umarmend. „Armes Kind, so sind sie Alle! O dieses treulose Geschlecht will nur Anbetung statt Liebe, nur einen Sklaven statt einen Mann, nur Schmeichelei statt Achtung, nur Gehorsam statt Vertrauen. Spät oder früh, Du mußtest diese Erfahrung machen. Sie sind Alle so.“

„Nein, theuerster Oheim, das nicht. Habe ich doch ein Herz, das treu, das liebend schlägt, beim Himmel, in der Natur muß Eins für dieses Herz eben so treu schlagen.“ Der Oheim lächelte. Das Gespräch war abgebrochen.

Otto lebte wie ein Einsiedler bei seinem Oheim; auch wenn sein Oheim sein Gut verließ, war er nicht zu bereden, ihn zu begleiten. Zwei lange finstere Jahre lebte er zwischen den dunkeln, einsamen Klippen, in einer Hütte, die er sich selbst gezimmert hatte, dem Andenken seiner ersten Liebe, und Emilien, die er immer noch liebte.

Nach zwei Jahren ging er bleich, hager, unkenntlich, zu Fuß in die Garnison. Er kehrte bei seinem Gärtner ein, der ihn mit einer unendlichen Freude aufnahm. Er fragte zitternd nach Emilien. Vier Wochen nach seiner Abreise hatte sie den Rittmeister Burdach geheirathet. Sie hatte eine Tochter; sie machten in der Garnison das reichste Haus. Alle Wünsche der Tante für die

geliebte Nichte waren erfüllt; aber die Tante nahm nicht Theil an dem erreichten Glück.

Sie hatte sich mit dem jungen Manne nicht vertragen können. Sie lebte in einem kleinen Stübchen, von den geheimen Wohlthaten ihrer Nichte. Sie sprachen sich nur, wenn der Mann auf der Revue war.

Emilie war nicht glücklich. Der Rittmeister war außer dem Hause ein Engel, im Hause ein anmaßender, egoistischer Tyran. Er liebte seine Frau; aber diese Liebe selbst war ein Elend mehr für die weiche Emilie. Der Tyran war eifersüchtig auf ihren ersten Liebhaber. Er warf ihr ihre Untreue gegen Otto täglich vor; — nicht allein das; — ach, was dem Weibe das Unerträglichste ist, und dem Manne das Schändlichste, er warf ihr vor, daß sie ihn zuerst geliebt, und daß ihre Tante ihn angezogen hätte. Er liebte sie, und ungroßmüthig machte er ihr ihre Armuth zum Vorwurfe, und sich selbst machte er es zum Vorwurf, daß er sie dennoch lieben konnte.

Das erzählte der Gärtner Otto'n; er wußte das alles von der Tante selbst, die noch zuweilen mit stillem Bedauren ihres ruhigen ehemaligen Glücks den Garten besuchte, das kleine Häuschen, das die treue, großmüthige Liebe zu einem Paradiese gemacht hatte. Das alles erfuhr Otto, schon in den ersten Stunden seines Hierseyns.

Er setzte sich nun in eine Laube, die er für Emilien selbst gebaut hatte, um über das Leben nachzusinnen. Auf einmal stand Emilie vor ihm, so bleich wie er selbst, so kummervoll, wie er selbst. Sie erschraken Beide, als sähen sie Geister.

Der Gärtner hatte vergessen, ihm zu sagen, daß sie von Zeit zu Zeit durch seinen Garten den nähern Weg nach ihrem eigenen ging, und daß sie dann jedesmal in der Laube eine Minute lang ruhete.

„Gott!" rief sie — „Otto!" „Emilie!" rief er. Sie reichte ihm die Hand, die zitternde Hand; sie schwamm in Thränen, sah ihn an, rief: „Ich bin bestraft!" und eilte durch den Garten davon.

Er wollte ihr nach, sie trösten; aber der Gärtner bat ihn, sie nicht noch unglücklicher zu machen. Er blieb. Er besuchte am Abend die Tante heimlich. Denn es sollte Niemand wissen, daß er da gewesen war. Er machte ihr keinen Vorwurf. Sie machte ihn sich selbst, da er mit der alten Liebe sie in seine Arme nahm. Das Zimmer wurde ihm lieb; denn es waren seine Meubles wieder, das einfache Geräth, das in ihrer ersten Wohnung stand.

„Ich wollte gern, ach! recht gern unglücklich seyn," sagte Beate — „wenn nur meine Emille glücklich wäre."

Da machte er ihr den ersten Vorwurf. Er sagte leise mit Thränen: „In diesen Armen wäre sie glücklich geworden, und auch Sie, Tante." Er schüttete einen Beutel mit Gold in ihren Schooß, und versprach, so lange er lebte, jährlich seinen Ueberfluß mit ihr zu theilen. Er hat Wort gehalten bis auf den Tag, da er uns seine Begebenheit erzählte.

Nun reiste er wieder zurück in seine Einsamkeit. Die Liebe zu Emilien wurde sanfter durch die Zeit, sanfter durch das Nachdenken, wie veränderlich ihr Herz, wie sinnlich ihre Liebe gewesen war; aber die Sehnsucht nach einem reinen, vollen, liebenden Herzen, das so liebte, wie sein eigenes, wurde desto heftiger.

Da erzählte der Oheim dem Traurenden seine Begebenheit, wie auch Er betrogen wurde, und setzte dann hinzu: „Es ist thöricht, zu verlangen, was vielleicht nicht auf Erden ist."

„Es ist auf Erden," rief Otto, heftig — „es ist da! Ich trage ein solches Herz in der Brust, Vater, und es ist ein menschliches Herz."

„Das wirst Du nicht finden."

„So werde ich an der Sehnsucht nach Liebe sterben; aber ich werde es finden."

Der Oheim lächelte. „Ja, das wirst Du finden, wenigstens glauben, Du hab'st es gefunden, und kommt das nicht auf Eins?"

„Beim Himmel, nein! Ich will eine feste Ueberzeugung, Vater, daß ich geliebt bin, um mein selbst willen. Ich will ehelos leben und sterben wie Sie; oder ich will diese Ueberzeugung erringen, daß nicht Jugend, nicht Schönheit, nicht Rang, nicht Reichthum, Auge und Phantasie eines Mädchens bestochen habe."

„Wie aber willst Du das?"

„Das will ich," rief Otto, aufspringend und fortgehend.

Er kam zurück in der Kleidung, in der wir ihn trafen, das Gesicht mit einer gelben Farbe überzogen, die Wange mit einem großen Taffentpflaster bedeckt; auf dem Kopfe eine weiße ziegenhaarne Perücke, Runzeln auf Stirn und Wange gemahlt. Sein Oheim kannte ihn nicht. „So," rief er — „so, Vater, will ich auf den reichen Fang eines Herzens ausgehen, so, wie Sie mich hier sehen."

„Spare die Sohlen, die Du mit Suchen zerreißen wirst. Du wirst kein Mädchen finden, sage ich Dir."

„Gut denn, Vater, finde ich keins: so kehre ich in meinem sechs und dreißigsten Jahre zu Ihnen zurück, und grabe hier mein Grab. Er ließ erst noch einen Schnurrbart wachsen, um den schönen, liebreizenden Mund zu bedecken. Er schwor bei den Schutzgeistern einer reinen, menschlichen Liebe, nicht eher sich anders zu kleiden, als bis er so eine Geliebte gefunden hätte."

Sein Oheim versah ihn mit Gelde, und Otto reiste auf die Heirath aus. Er sah sehr wohl, er müßte die Heldin seines Suchens in dem Mittelstande und unter den unschuldigen Mädchen, die fern von den entnervenden Städten erzogen wären, suchen.

Er wohnte bald hier in einem Dorfe, bald dort.

Er machte in hundert Häusern Bekanntschaft; er erwarb überall sich Achtung, Dankbarkeit, Vertrauen, Freundschaft sogar; aber das Herz blieb ungerührt.

So zog er einige Jahre vergebens umher. Seine ziegenhaarne Perücke, sein Taffentpflaster stieß überall die Mädchen zurück. Er fing sogar an, seinen Eid zu be-

reuen. Aber er war gethan. Er wollte, er mußte ihn lösen. Er gab nach und nach die Hoffnung auf, ein Herz zu finden, das ihn um sein selbst, um seines Geistes, um seines Herzens, um seiner Talente willen liebte. In diesem einfachen Leben hatte er Zeit, zu studiren, die Menschen um sich her kennen zu lernen, in die Tiefen des menschlichen Herzens einzudringen. Er wurde der vertraute Freund mancher Familien. Er verlangte nie etwas, er leistete nur Dienste. So zog er von Land zu Land, und immer mehr verschwand seine eigene Hoffnung, und immer mehr wurde er der Schutzgeist der Unglücklichen, der Trostlosen, der Armen, die keinen Freund hatten als ihn.

Diese göttliche Beschäftigung erfüllte sein leeres Herz zuletzt mit einer überirrdischen Heiterkeit. Er sah, wie viel Gutes er aus seiner dunkeln Einsamkeit hervor thun konnte, und er that es. Sein Leben war eine lange Wohlthat gegen die Menschen. So zog er endlich in das Gebürge, in die Ruinen, wo wir ihn zufällig trafen. Schon ein Jahr hatte er hier gelebt, einsam; das

Echo, das seinem Horne antwortete, mit eben dem Tone, mit eben dem Worte, womit er sie weckte, war seine Geliebte geworden.

Hier lernte er uns kennen. Röschen machte im ersten Augenblick einen höchst lebendigen Eindruck auf sein Herz. Er liebte wieder, er liebte unbeschreiblich, mit der ganzen Kraft eines stillen, hoffnungslosen, lang einsamen Herzens, und o Freude! o Glück — Hier warf er sich in Röschens Arme, und rief, schluchzend: „Ich fand, o ich fand das seltene Herz, ich fand einen Engel unter den Menschen — Ich fand millionen Mal mehr, als ich gesucht hatte, ich fand Röschen! Sie liebte mich.

Wir waren Alle still bei dem Ende der Erzählung geworden; denn wir Alle waren nach und nach tief erschüttert.

„Und Emilie?" fragte Röschen, ihre Lippen an seine Wangen legend.

Er führte sie hinaus in ein anderes Zimmer. Wir Andern drei sahen uns noch still und lange an.

„Wüßte ich nur das," sagte meine Frau, sich das Auge trocknend — „wer er eigentlich ist! Denn der Oheim, und daß der Obrist Wendlich ihm seine Tochter hat geben wollen, das seht Ihr doch wohl, das setzt etwas voraus, was wir noch erfahren werden. Nun der Tag sey gesegnet, wo wir im Gebürge irrten, und ihn fanden. Denn lägen alle Könige vor Röschen auf den Knieen, ich sagte: „Nimm Du Hostmannen, Röschen!" denn sein Herz und eine solche Liebe, Vater, ist mehr als eine Krone!"

„Ist der Himmel auf Erden!" rief ich.

Lenchen legte die Hand auf das Herz, und sagte, schluchzend: „Vorausgesetzt man ist, wie er, überzeugt, daß man geliebt wird." Sie faltete die Hände, schlug die funkelnden Augen gen Himmel, und lächelte, wie eine Selige gen Himmel, oder gegen eine noch schönere Gestalt hinauf.

Ende
des zweiten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Das Bekenntniß am Grabe

Bd.: 2

Halle (1811)

P.o.germ. 785 b-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113380-1